FAMA Feministisch-theologische Zeitschrift
22. Jahrgang
November 2006

FAMA 4

Himmelsleiter

Editorial

Eine Leiter in den Himmel: wie schön, wie anstrengend! Sprosse um Sprosse hinauf. Aber wohin? Und wie lehnt man sie an den Himmel, die Leiter?
Den Boden, den kennen wir zur Genüge. Auch wenn wir ihn ab und zu unter den Füssen verlieren, und doch immer wieder auf ihm landen. Schmerzlich, tröstlich ist er uns vertraut. Bloss der Himmel, der ist trotz mancherlei Wissen träumerisch gezeichnet. Bläue, Strahlen, Tiefe, Horizont, Zukunft. Selten sagen wir Himmel und meinen: bedrohlich dunkel, voller zerstörerischer Wucht – die Winde fahren hindurch, das Wasser strömt herab, belebend, aber auch vernichtend und noch im Fehlen vermag es zu töten.
Beim Himmel geht uns meist das Herz auf, ist eher Weite als Beklemmung. Alles in allem aber bleibt er erfahrungslos und offen für allerlei Phantasien.

Himmel ist ein anderes Wort für den Wunsch nach einem Ort, wo es gut ist. Wo alles ist, wie es sein soll. Einen Ort, den es nicht gibt. Aber an den wir gerne glaub(t)en. Den wir erwarten, den wir erreichen möchten, von dem wir uns wünschen, er würde sich vor uns auftun wie ein Tor und wir träten ein und es wäre einfach zum Tanzen und Lachen und Strahlen schön. Einfach nur schön. – Der Himmel der Poesie, des Traums, der Phantasie. Ein Raum für RomantikerInnen. Man kann sie auch religiös nennen. Menschen, die sich zurückbinden an einen Grund, der nicht Erde heisst, aber ebenso trägt. Und den sie in die Himmel verlängern. Und manchmal Gott nennen.

«Wozu sind wir auf Erden?», fragte uns einst der Katechismus. «Um in den Himmel zu kommen!», lautete eine der knappen Antworten, die so kurz ausfällt wie das Leben dabei gewichtlos erscheint. Ein Sprung nur zwischen Kommen und Gehen? Möglichst schnell vom einen Ende zum anderen? Eine Idee, ein Glaube, der gegenwärtig erneut sichtbar wird: Man schafft damit sich und andere problemlos aus der Welt. Die nicht zählt. Weil das, was ist, nie das sein kann, was noch kommen wird. Mit dem Himmel im Gepäck liess man immer schon schamlos andere bluten. Im Glaubenskoffer, den man auspackte, war nicht nur die Sonne und das tiefe, herzerwärmende Blau, da waren scharfe Messer und Schlösser und Särge zu Hauff. Da waren Türen für die Guten und Abgründe und Feuer für die Verdammten.
So wandelbar wie der Himmel, den wir Tag für Tag sehen, sind die Bilder, die er erzeugt. Und die Tatsachen, die er auf Erden schafft. Der Wunsch, von der Erde in die Himmel zu steigen, wie vom Mangel ins richtige Leben, mag die Bilder vom Himmel prägen. Und doch wird im Lichte des Himmels auch die Erde begriffen, gedeutet und gestaltet. Ein ewiges Hin und Her, Hinauf und Hinab. Da muss man kein Engel sein, wie auf der Leiter, die der Jakob träumt.

Wobei ich endlich bei Jakob angekommen wäre. Um den es uns nicht ging, nicht in erster Linie. Die Himmesleiter war es, die uns FAMA-Frauen faszinierte und zu dieser Nummer inspirierte und natürlich vor allem unsere Autorinnen, die sich auf vielfältige Weise der Leiter nähern, die am Himmel lehnt und die Gedanken und Wünsche leitet, wohin auch immer – zum Himmel, auf die Erde zurück.
Bea Wyler geht dabei den Hintergründen des biblischen Textes und der rabbinischen Interpretation dieses Traumes nach, den Jakob träumt – dem Hin und Her der Engel und der Besorgtheit Gottes, der sich schützend vor den Schlafenden stellt.
Jaqueline Sonego Mettner beschäftigt sich mit der Mutter von Jakob – Rebekka –, die betrügt und doch das Rechte tut. Die es ermöglicht, dass Traditionen aufgebrochen werden, damit Neues geschieht. Sie fragt aber nicht nur nach der Bedeutung von Rebekka, sondern auch danach, ob es denn unter all den Ehefrauen, Müttern und Schwestern nicht auch Frauen gab mit eigenen, grossen Träumen.
Li Hangartner hält in ihrem Text die ganze Ambivalenz dieser Leiter fest – die Sehnsucht nach dem Himmel, im Wissen, «dass wir hier auf der Erde nicht zuhause sind, nicht ganz zuhause sind. Dass wir also noch woanders hingehören und von woanders kommen.» Und das gleichzeitig gefährliche Vergessen der Erde als dem Ort, der mit dem Himmel verbunden ist und auf den der Himmel herabkommen soll, damit es sich erfülle, dieses «Wie im Himmel, so auf Erden».
Irina Bossart geht der Himmelsleiter in der marianischen (Bild)Tradition nach, wo die «Maria-Palme» zur Himmelsleiter wird. Die aufgrund ihrer schuppenartigen Rinde leicht zu ersteigende Palme gleicht Maria, der Himmelsleiter aller Gläubigen. Als Gottesgebärerin schafft Maria zunächst eine Verbindung zwischen Himmel und Erde – Christus ist sozusagen über die «Marien-Leiter» auf die Erde herabgestiegen; sodann eröffnet Maria als Fürbitterin den Menschen den Weg zum (himmlischen) Heil.
Antonia-Michaela Agisburg-Himmel beschäftigt sich mit der Deutung des Traumes aus der Sicht orthodoxer Theologie. Die Himmelsleiter symbolisiert darin den Weg der Vergöttlichung des Menschen. Einen Weg, der zwar eingebettet ist ins sakramentale und liturgische Leben der Kirche, aber auch radikal «in die Liturgie ‚nach der Liturgie'» führt, das heisst zum politischen und sozialen Engagement für Menschen am Rande und zur Verantwortung für die Schöpfung.
Rosmarie Wipf lässt sich auf Jakob und seine Leiter nur widerwillig ein – hält sie ihn doch eigentlich für ein hinterlistiges, janusköpfiges Muttersöhnchen: auf der einen Seite brav, angepasst, kriecherisch. Auf der anderen durchtrieben, fies, berechnend. Ein paar versöhnliche Töne lässt sie verlauten ab und zu, aber alles in allem mag sie ihn nicht sonderlich oder nur, wenn er schläft.

Mit beiden Beinen auf der Erde träumen, so hat einmal Christa Wolf eine Art Lebensprogramm umschrieben. Das zu tun heisst: die Leiter anlehnen. In den Himmel schauen, immer wieder. Den Blick weg vom Boden, von dem, was hält und der Phantasie im Machbaren den Atem nimmt und den ungebärdigen Schwung.
Und doch dabei die Träume derer nicht vergessen, die neben uns sind und Anderes träumen. Einen Himmel zwar, aber nicht den unsern. Einen andern. Es soll keinen Klammergriff des einzig Wahren geben, auch im Bestehen auf dem eigenen. Weil das einzige, was zählt, ist, dass der Himmel die Erde befruchte, sie bewohnbar mache für alle. Und mit Heinrich Heine im Kopf, könnten wir uns auch immer daran erinnern, dass das Gute zuallererst das Naheliegende *ist:*
…
Wir wollen auf Erden glücklich sein,
Und wollen nicht mehr darben;
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben.
Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.
Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Silvia Strahm Bernet

Traumhaft

Bea Wyler

Die Erzählungen in Genesis entbehren nicht der Dramatik. Trotzdem gibt es spannendere und weniger spannende Geschichten. Die Jakobsgeschichte als Ganzes gehört zweifelsfrei zu den spannenden Erzählungen; natürlich ist dabei einzuräumen, dass schillernde Figuren mit grösserer Wahrscheinlichkeit spannende Geschichten generieren als langweilige und passive.

Jakob geht fort

Jakob, der Zweitgeborene der Zwillingssöhne von Isaac und Rebecca, hat ein eindrückliches Debüt hingelegt, nachdem der Bruderzwist schon im Mutterleib begonnen hat. Zuerst nimmt er seinem Bruder Esau für eine Schale Linsensuppe das Erstgeburtsrecht ab, dann ergattert er sich unter Anführung seiner Mutter auf trügerische Art den väterlichen Nachfolge-Segen, und als Esau ihm darauf nach dem Leben trachtet, sieht er sich plötzlich auf der Flucht. Die Reise nach Syrien hat aber noch einen anderen Zweck als die blosse Zuflucht bei den Verwandten. Jakob soll sich nämlich auf Wunsch der Eltern verheiraten – aber nicht mit einer lokalen Frau, sondern mit einer aus der Heimat seiner Mutter.

Doch so weit sind wir noch gar nicht. Jakob ist unterwegs, weil er seine Heimat verlassen musste. Und so beginnt mit Gen 28,10 ein neuer Abschnitt in seinem Leben: *«Vajeze jakow …» – «So ging Jakob fort von Beer Scheba und ging in Richtung Charan.»* Das hebräische Verb für «fortgehen» ist dasselbe wie in Exodus beim Auszug der Israeliten aus Ägypten, *«jeziat mizrajim»*. Das Hinausgehen ist unfreiwillig und der Kontext des Ausgangspunktes wird vollständig verlassen. Das Erlebte gehört damit in das Reich der Erinnerung – dies ist in seiner Wichtigkeit nicht zu überschätzen. So wie sich die Israeliten in der Wüste fortan nur noch an ihr Fremdsein und die Unterdrückung in Ägypten erinnern werden (und sollen!), so wird Jakob sich nur noch an seine engere Familie erinnern, wenn er jetzt auf dem Weg zu seinem Onkel Laban ist. Seine Eltern wird er nie mehr sehen, und an der Auseinandersetzung mit seinem Bruder wird er noch Jahrzehnte nagen, bis er sich endgültig, aber versöhnt von ihm trennt. Rabbiner Samson Raphael Hirsch (19. Jh., Deutschland) bemerkt, dass sich mit diesem «Auszug» die selbständige Geschichte Jakobs einleitet. Abraham ist die Wurzel, Isaak die Fortsetzung, Jakob der Stamm selber: Aus ihm wird dereinst nicht nur das Haus Jakobs *(bet jakow)* entstehen, sondern das Volk Israel *(bne israel)*. Jakob ist derjenige, der das Haus errichten wird – nach Hirsch «bewegt sich fortan alles … nur um die Gründung des Hauses Israel». Anders als Abraham, der mit Gattin, Genossen, Verwandten und Vermögen auszieht, geht Jakob ganz allein, ausgerüstet nur mit dem, was er auf und in sich trägt.

Wichtiges wird hier geschehen

Kaum ist er unterwegs, beschleunigt sich die Dramatik – als ob es bis hierher nicht dramatisch gewesen wäre. *«Vajifg'a bamaqom …»* – «Da traf er den Ort und übernachtete dort, weil die Sonne untergegangen war, nahm von den Steinen des Ortes, stellte seine Kopfumgebung zurecht und schlief an diesem Ort.» Das hebräische Verb «treffen», so Hirsch, «meint nie ein blosses Begegnen, sondern stets ein solches Zusammentreffen, bei welchem der eine auf den anderen einen bedeutenden Eindruck macht.» Das folgende Wort «Ort» *(maqom)* kommt gleich dreimal nacheinander vor, was selbst im klassischen Narrativstil der Tora unüblich ist. Was vorerst eine einfache geographische Bezeichnung bedeutet, mutiert im Verständnis der Rabbinen der Antike zu einem der Ersatznamen Gottes. Obschon dies für die biblische Tradition noch nicht zutrifft, werden LeserInnen/HörerInnen mit einem linguistischen Phänomen dieser Art mit jeder Garantie alarmiert. Welche Bewandtnis hat es mit dem «Ort», an dem die Sonne untergeht? Was geschieht hier mit Jakob? Ganz in seinen Gedanken vertieft, wird er von dem Ort «betroffen» – und festgehalten. Durch die Flucht hat er die Tür zu seiner Heimat geschlossen, das Tor zur Zukunft hat sich noch nicht geöffnet. Wer wird es aufstossen? Er selber? Oder vielleicht jemand anderes? Wichtiges wird hier geschehen, er hat noch keine Ahnung. Von sich aus wäre Jakob nicht geblieben. Mit seinem durch und durch pragmatischen Ansatz – eine brauchbare, ja notwendige Überlebensstrategie für Menschen auf der Flucht – ist es nur die einbrechende Nacht, die ihn dringend zum Einhalten zwingt. Im Nahen Osten ist die Dämmerung schnell vorüber, innerhalb von wenigen Minuten ist es stockdunkel.

Im Exil von sich selbst

Viel später, bei seiner Rückkehr aus Syrien nach zwanzig Jahren, nun nicht mehr allein, sondern begleitet von seiner grossen Familie und seinen riesigen Herden, erwähnt der biblische Text noch einmal eine Tageszeit. Nach dem nächtlichen, lange Zeit unentschiedenen Kampf mit dem göttlichen Boten am Fluss Jabbok findet ein Sonnenaufgang Eingang in die Erzählung (Gen 32,32). Die Form ist eigentümlich persönlich: Die Sonne ging ihm auf. Als Resultat des Kampfes erhält Jakob einen neuen Namen: «Israel» bedeutet «Gotteskämpfer». Aviva Gottlieb Zornberg gewinnt die Einsicht («Genesis – The Beginning of Desire», 1995), dass die beiden Zeitangaben Jakobs Exil umrahmen, das nicht nur physischer, sondern auch psychischer Natur ist: Er ist im Exil von sich selber. Die «dunkle Nacht der Seele im Exil» ist umrahmt von den zwei sinnigen Zeitangaben, dem Sonnenuntergang und dem Sonnenaufgang.

Jakob träumt

Jakob hat in der Tat keine Ahnung. Bevor es ganz dunkel ist, legt er sich rasch aus den Steinen des Ortes einen Schutz vor wilden Tieren zurecht. Er schläft ein und beginnt gleich zu träumen. Er träumte und siehe da, eine Leiter – gestellt zur Erde – und ihre Spitze reicht in den Himmel; und siehe da, Engel Gottes steigen hinauf und steigen hinab wider ihn; und siehe da, Gott steht bei ihm und spricht … Im Traum wird ihm eine Leiter gezeigt, eine Verbindung von der Erde aus aufwärts. Und sie ist nicht zufällig da, sondern sie ist gestellt, und zwar zur Erde hin. Die Macht, die die Leiter in Richtung Erde gestellt hat, muss demnach von ausserhalb der Erde kommen. Die Leiter ist einerseits von der Höhe aus hinab bis auf die Erde gestellt, andererseits reicht ihre Spitze aber bis in den Himmel. Ihre Bestimmung, so Hirsch, ist nicht nur, die Verbindung von Himmel und Erde zu zeigen, sondern aufwärts zu steigen, von der Erde aus zum Himmel. Die Zielsetzung jeden irdischen Gesamtlebens soll es sein, so Hirsch, sich zu einem himmlischen Höhenziel emporzuarbeiten. Dies sei aber kein von Menschen erfundenes Märchen, sondern die vom Himmel selbst gestellte Realität.

Die Engel vergleichen

In einer zweiten Gedankenreihe sind die Engel näher zu betrachten. Zunächst noch einmal Hirsch, der unter Verwendung von Quellen aus Talmud und Midrasch die folgenden Überlegungen anstellt: «Er sieht Engel …, Wesen auf Erden, die auf Gottes Geheiss Wirkungen im irdischen Leben hervorrufen, sieht sie hinaufsteigen und herabsteigen, sieht sie sich oben die Weisung für

ihr Wirken hier unten holen, und sieht sie wider (gegen!) ihn herabkommen. Er sieht …, dass diese Gottesboten hinaufsteigen und schauen dort das Bild, das Ideal des Menschen, wie er sein sollte, und steigen hinab und vergleichen damit das Bild dessen, was und wie er ist, um nach diesem Massstab ihm freundlicher oder feindlicher zu begegnen.» Im Midrasch Genesis Rabba (Kap. 68) wird diese Vorstellung so präsentiert: «Sie waren hinaufgestiegen … und hinabgestiegen … Sie fanden oben das Bild von ihm als Gott verherrlichenden Israel («Gotteskämpfer», siehe oben) und stiegen hinab und fanden ihn schlafend. Da wollten sie ihn gefährden, weshalb Gott sich schützend zu ihm hinstellt.»

Gott stellt sich schützend vor Jakob

Weil der schlafende Jakob nicht dem Bild entspricht, das die Engel von einem für die göttliche Sache kämpfenden Israel haben, wollen sie ihn eigenmächtig bedrängen. Gott in Gottes unendlicher Weisheit weiss aber, dass man den Menschen Entwicklungszeit einräumen muss, und so stellt sich Gott schützend zu, gar vor Jakob. Mit dieser kühnen Interpretation lösen die Rabbinen des Midrasch ein doppeltes Textproblem. Was ist die Funktion des Auf- und Absteigens der Engel? Wo steht Gott? Und haben diese beiden Elemente etwas miteinander zu tun? Nur wenn sie etwas miteinander zu tun haben, wird der Text theologisch wertvoll. Unmittelbar an die auf- und absteigenden Engel folgt Gott und stellt sich gegen resp. auf «etwas». Sprachlich kann sich das Pronomen auf die Leiter oder auf Jakob beziehen. Das oft überlieferte Bild von Gott auf der Leiter stehend, während die Engel auf- und absteigen, wird dem hebräischen Text nur teilweise gerecht. Gott schützend vor dem schlafenden Jakob stehend, weil die Engel in ihrer Eingleisigkeit zu ungeduldig sind, passt hier ungleich besser, dies auch vor dem Hintergrund, dass diese Theophanie die erste ist, die sich an Jakob richtet, er also noch kein Eingeweihter ist. Gott lässt Jakob nicht im Stich, sondern begleitet und schützt ihn. Oder noch einmal Hirsch: «Er braucht Gott nicht im Himmel zu suchen, er findet Gott bei sich.»

Grössen-Phantasien

In einer weiteren Lesart wollten die Engel Jakob aus Neid in Gefahr bringen, denn das Gesicht von Jakob glich dem Menschengesicht am Throne Gottes aus Ezechiel 1,10. Überhaupt werden im Zusammenhang mit Jakobs Traum von den Rabbinen grossartige Phantasien überliefert. Auch über die Grössenordnungen haben sie so ihre phantastischen Vorstellungen. So soll die Leiter achttausend Parasangen («Meilen» in einer Übersetzung!) breit gewesen sein. Wie kommen sie auf eine solch astronomische Zahl? Die Engel stiegen in Paaren hinauf und hinab und so kamen bei der Begegnung je vier nebeneinander zu stehen. Nach Daniel 6,10 hat ein Engel einen «Körper so breit wie Tarschisch», und Tarschisch ist zweitausend Parasangen breit. Es ist nicht nur gigantisch, sondern vor allem unvorstellbar, überirdisch in jeder Hinsicht.

Tröstliches

In einer anderen Auslegung über die Natur der Boten wird abermals bei Ezekiel angeknüpft. Es ist für die Rabbinen wichtig, die Vision der vier Reiche auf das Geschick des Volkes bis in die Gegenwart zu übertragen: Sie werden über kurz oder lang untergehen und nur das wahre Israel hat eine Chance. Der Midrasch, in Palästina und nicht in Babylonien entstanden, erlaubt den Rabbinen, den unter der römischen Herrschaft arg leidenden Juden immer wieder Hoffnung zu machen, dass sie auch diese Unterdrückung dereinst überwinden werden, wenn sie sich nur auf ihr Gottvertrauen besinnen. Im Midrasch zeigt Gott Jakob die Fürsten Babels, Mediens, Griechenlands und Edoms (Rom) wie sie auf- und niedersteigen. Jakob, warum steigst du nicht hinauf? Jakob fürchtet sich und Gott gelingt es nicht, ihn zum Hinaufsteigen zu bewegen, weshalb er fällt. Gott: Wärest du hinaufgestiegen und hättest du geglaubt, du wärest nicht gestürzt worden. Da du aber nicht geglaubt hast, so werden deine Kinder in dieser Welt diesen vier Reichen dienen … Darauf Jakob: Und das in alle Ewigkeit? Gott: «Fürchte dich nicht, Jakob, entsetze dich nicht, Israel, ich will dir aus fernen Landen helfen …» Bis dahin werden aber noch etliche Exile über das Land gehen, so auch bei Jakob, dessen Exil eben erst begonnen hat. Tröstlich?

Streitende Steine

Über die Interpretation der Rabbinen zur Natur der Engel liessen sich noch weitere Beispiele anbringen. Abschliessend sollen hier die Steine etwas eingehender untersucht werden, denn kein Wort in der Tora ist zufällig an seinem Ort. Auch hier warten die Rabbinen mit phantastischen Vorschlägen auf, den geheimnisträchtigen Text zu erhellen. Jakob nahm von den Steinen des Ortes, die er zu einem Schutz vor der Nacht zusammenstellte. Einen davon benützte er als Kopfkissen, als ihm Gott im

Traum erscheint und ihm die Verheissung kundtut, auf die in diesem Beitrag nicht speziell eingegangen wird. Als Jakob aus dem Traum erwacht, stellt er erstaunt fest (Gen 28,16): In Wahrheit, Gott ist an diesem Orte! Und ich habe es nicht erkannt! In grosser Ehrfurcht steht er früh am Morgen auf und verwendet den Stein als Denkstein, stellt ihn auf und übergiesst ihn mit Öl (auf der Rückreise zwanzig Jahre später kommt Jakob nochmals hierher). Hier finden die Rabbinen wieder eine kleine Textschwierigkeit. «Welchen Stein?», fragen sie, denn eingangs hiess es ja von den Steinen. Nach dem Midrasch stritten sich die eifersüchtigen Steine, denn jeder wollte der «erwählte» sein. Wundersam wurden darauf alle Steine zu einem einzigen verschmolzen, denn streitende Steine sollten die bedeutungsreiche Szene ja nicht beeinträchtigen!

Heimatlicher Boden

«Exodus ist ein Grundmotiv der biblischen Religion. Es geht um den Auszug in die Fremde und die langen Irrfahrten zu sich selbst und in seine Heimat zurück.» Diese Worte von Dorothee Sölle («Mystik des Todes», 2003) umrahmen treffend das Drama von Jakob. Der Traum von der Himmelsleiter steht für den Beginn des Exils, dessen Ende lässt lange auf sich warten. Erst als er sich mit seinem Bruder versöhnt, wird er zum Patriarchen, der mit beiden Füssen auf dem – heimatlichen – Boden steht.

Rabbiner Bea Wyler, 1995 am Jewish Theological Seminary of America in New York ordiniert, betreute bis 2004 mehrere jüdische Gemeinden in Norddeutschland als Gemeinderabbiner. Ausserdem war sie Dozentin für Rabbinische Literatur an der Universität Oldenburg. Seit ihrer Rückkehr in die Schweiz ist sie freiberuflich in Unterricht, Rundfunk und Journalismus tätig.

Jakobs Traum und die Frauen

Jacqueline Sonego Mettner

Jakob, der Träumer des Traums von der Himmelsleiter, war zunächst einmal der Sohn der Rebekka. Sie hatte eine Vorliebe für ihn, wie Mütter oft eine Vorliebe haben für die Träumerischen unter ihren Kindern.

Rebekka

Rebekka war wie Abraham und Sara aus der Geborgenheit oder der Enge ihrer Heimat aufgebrochen. Sie hatte sich dem einen Gott, den man nicht sehen und nicht in gegossenen oder geschnitzten Bildern verehren kann, anvertraut. So zumindest wird von Rebekka berichtet in den biblischen Erzählungen im Buch Genesis. Wie die historischen Entwicklungen vom Polytheismus zum Monotheismus tatsächlich vonstatten gingen und in welchem Verhältnis die Stämme Israels zu den mitwohnenden Stämmen und Völkern lebten, das kann hier nicht berücksichtigt werden. Meine Gedanken zum träumenden Jakob und seiner Mutter Rebekka nehmen Bezug auf den biblischen Erzähltext.

Rebekka erscheint stärker als ihr Mann Isaak in der Glaubenstradition von Abraham und Sara. Deutlicher als er ist sie als eine auf die Stimme Gottes Hörende gezeichnet, als Vertrauende in die Verheissungen. Im Besonderen wird sie charakterisiert als Frau, die das Wagnis der eigenen Tat eingeht. Rebekka hört auf die Stimme Gottes, als sie bereits in der Schwangerschaft mit den Zwillingen ein göttliches Orakel konsultiert und dort die Gewissheit bekommt, dass der Jüngere dem Ältern überlegen sein und dieser dem Jüngern zu dienen haben werde. Diese Bevorzugung des Jüngeren widersprach allen damaligen Konventionen, nach denen der Ältere allein der Gesegnete und Haupterbe war. Gott tat der Rebekka kund, dass es in diesem Fall anders sein solle als allgemein üblich. Es ist interessant, aus den knappen biblischen Beschreibungen die Kriterien Gottes und damit auch Rebekkas für ihre Vorliebe zu erkennen. Jakob war ein «gesitteter» Mann, der in Zelten wohnte, gepflegt, mit glatter Haut, kultiviert, gebildet. Esau war ein Jäger, ein Mann des freien Feldes, haarig am ganzen Körper, gierig seinen momentanen Gelüsten ausgeliefert; so, dass er sein Erstgeburtsrecht hergab, nur weil er Appetit auf ein Linsengericht hatte. Ich denke, dass auch heute noch Jakob bei den meisten Frauen die besseren Chancen hätte und es ganz sympathisch von Gott ist, dass auch er diesem kultivierten Mann, dem ein differenziertes Denken und eine gewisse Einfühlungsgabe zuzutrauen ist, den Vorzug gab.

Keine Chance ausser der List

Rebekka befand sich nicht in der Situation, dass sie das, was für sie von Gott her offensichtlich war und wofür es jede Menge Argumente gab, in einem offenen Diskurs einbringen und damit überzeugen konnte. Das Segnen war nicht ihre Sache, sondern diejenige des Patriarchen Isaak; und dieser konsultierte dafür nicht seine Frau und offenbar auch kein göttliches Orakel. Er hielt sich an das Übliche, zumal dieses mit seiner Vorliebe nach Wildbret im Einklang stand. So blieb Rebekka – wie so vielen Frauen bis heute – nur die List. Sie übernahm die volle Verantwortung für den Betrug am blinden Isaak, vor dem sich Jakob mit Ziegenfell umwickelten Armen und einem köstlich als Wildbret getarnten Zicklein als Esau ausgab und so die ersehnte Kraft aus dem Segen für den Erstgeborenen bekam. Rebekka hatte teuer zu bezahlen für ihre Tat. Den geliebten Jakob musste sie auf die Flucht vor dem eigenen Bruder wegschicken. Sie hatte damit zu rechnen, ihn nie mehr wieder zu sehen. Und tatsächlich kam es so. Und sie musste zusammenleben mit Mann und Sohn, die wohl merkten, dass sie es gewesen war, die Jakob bei seinem Betrug unterstützt, wenn nicht sogar angestiftet hatte. Die Bibel schweigt sich über das Zusammenleben der drei Zurückgebliebenen aus. Dabei wäre es spannend, sich dieses auszumalen. Mir gefällt die Vorstellung von Rebekka als archaischer Frauenrechtlerin, die ihren Männern vorhält, dass der Betrug vermeidbar gewesen wäre, wenn sie ein Mitspracherecht gehabt hätte und wenn nach Kriterien für den Segen gefragt worden wäre, die für alle nachvollziehbar gewesen wären. Ganz abgesehen davon, dass sich dann auch die Frage gestellt hätte, warum denn Gottes Segen mit seiner ganzen Kraft und Schwere bloss auf einen der beiden gehen konnte.

Bestätigung

Die Erzählung nimmt ihren Lauf über den Traum des Träumers. Mit der Himmelsleiter, dem Band zwischen Himmel und Erde, dem Hinauf- und Hinabgehen der Engel und der Stimme Gottes, die

den Segen bestätigt, wird Rebekka bestätigt. Ich lese die Erzählung vom Traum Jakobs zuerst als eine Bestätigung Rebekkas. Sie hat recht gehandelt, indem sie Jakob den Segen ermöglicht hat. Sie hat sich schuldig gemacht durch den Betrug und hat doch das Rechte getan. Natürlich ist die Frage nicht unberechtigt, ob der Zweck die Mittel heiligt. Und doch steht Rebekka für mich als eine Frau, die es wagt, das Eigene zu tun; auch wenn es einen hohen Preis hat. Rebekka erfährt ja nichts vom Traum ihres Sohnes. Die Bestätigung, dass es richtig war, was sie getan und gewagt hat, hat sie nur in ihrem eigenen Herzen. Sie lebt im Vertrauen, dass Gott ihren Jakob segnen und ihm beistehen wird. Gewissheit dafür hat sie lange nicht. Wir können uns im heutigen Handy- und SMS-Zeitalter gar nicht mehr vorstellen, was es bedeutet, über eine lange Zeit keine Nachricht von einem nahen Menschen zu haben. Rebekka musste mit der Ungewissheit leben, mit der Angst und mit dem Vertrauen, mit dem Warten auf eine Nachricht nach Jahren. Auch in dieser Hinsicht steht Rebekka in nichts dem grossen Glaubensvater der drei monotheistischen Religionen, Abraham, nach. Nur schade, dass ihr Vertrauen, ihr Mut zur eigenen Tat, ihre Bereitschaft, mit Schuld zu leben, ihre Kraft des Glaubens an einen lebendigen Gott, der sich gegen die Konvention nicht mit dem älteren, sondern mit dem «gesitteten» Mann verbündet, so wenig Platz einnimmt in den Erzählungen der Bibel. Schade auch, dass sie zwar als Mutter des Gesegneten in Erscheinung tritt und nicht selbst als Gesegnete; dass sie im Traum zwar bestätigt wird, nicht aber selber träumt.

Der Traum, Babylon und die Kirche

In einer zweiten Hinsicht widerspricht der Traum Jakobs den damals gängigen Konventionen und religiösen Vorstellungen. Wo findet sich die Pforte des Himmels? Wo können Menschen Zugang bekommen zum Band zwischen Himmel und Erde? Im Denken Mesopotamiens – so beschreibt es Hubertus Halbfas – sieht sich der Mensch «einbezogen in ein mit den Göttern verbundenes Universum: Er lebt in Städten, die ‚das Ganze' repräsentieren; ihre Tempel und Zikkurate sind ‚Mitte der Welt', angeschlossen an den Himmel. Babylon war Bâb-ilâni, ‚Tor der Götter.' Ähnlich verstanden sich viele andere Städte als ‚Band zwischen Himmel und Erde.'» Das Band zum Himmel war denkbar nur im Kollektiv, in der rituell gegründeten Stadt, eingebettet in einen priesterlichen Kultbetrieb. Ganz anders hier, bei Jakobs Traum. Da legt ein einzelner Mensch, ein Unbehauster, ein Flüchtling an einsamer Stelle sein Haupt auf einen Stein – immerhin ist es ein Stein einer verlassenen, Asyl bietenden Kultstätte – und diesem Einzelnen widerfährt der Traum vom Himmelsband. Ihn überfällt die Erkenntnis, dass hier, wo er ist, die Mitte der Welt ist und dass das Göttliche sich ihm, einzeln und unmittelbar, offenbart. Obwohl der Traum stärkend und schön ist, eine «Hauptterhebung» wie Thomas Mann sagt, empfindet der Erwachte den Ort als schrecklich. «Beth-El,» Haus Gottes, nennt Jakob diesen Ort, an dem das Band zwischen Himmel und Erde erfahrbar und die Stimme Gottes hörbar wurde. Er verspricht, auf dem Stein des Traums ein Gotteshaus zu errichten, sollte er tatsächlich als Gesegneter zurückkehren.

Fragen zum Haus Gottes heute

Was damals an dieser Geschichte anstössig war, dass nämlich die Institutionen von Religion und menschlicher Kultur überhaupt ausgeschaltet wurden in ihrer Bedeutung, eine Verbindung zwischen dem Menschlichen und Göttlichen zu ermöglichen und zu vermitteln, das führt mich heute zu Fragen an die Kirche. Inwiefern ist sie ein Ort für die Unbehausten unserer Zeit? Inwie-

fern finden Menschen hier die «Haupterhebung», die Jakob zuteil wurde: Eine Geborgenheit in einer unendlichen Weite, eine lebendige Verbindung zwischen Himmel und Erde, die Zusage, von Gott trotz Schuld geliebt und geachtet zu werden, die Gewissheit, Bedeutung zu haben und zum Segen zu werden, für sich und für andere?
Und wo ist das Erschrecken geblieben? Wo die Erschütterung darüber, an diesem Ort Gott zu begegnen? – Wir sind ja drauf und dran, unsere Kirchen in die Wohlfühlangebote allerorts einzubetten. – Was ist mit dem Stein, am dem Jakob geträumt hat? Es war ein Stein eines Gilgal, eines Asyls für Fremdlinge. Auf welchem Stein ist die Kirche gebaut? Wir sehen Christus als den Baustein und übersehen die direkte Linie von Jakob über Israel zu Christus. «Überall wo Jakob sein Haupt hinlegt, ist ‚Haus Gottes' und ‚Pforte des Himmels.'» (Hubertus Halbfas) Die Geborgenheit in diesem Haus gibt Mut für die nötigen und die auferlegten Unbehaustheiten des Lebens. Eindrücklich das Bild von Marc Chagall, «Die weisse Kreuzigung.» Die Himmelsleiter lehnt am Kreuz dessen, der das Schicksal teilt mit den Verfolgten und Verfemten der Shoah. Wo die Kirche diesen Stein des Unbehausten vergisst, erstarrt sie. Sie baut dann ein viel zu kleines Haus. Ihre Worte über Himmelsleitern und Engel verkommen zu niedlicher Betulichkeit oder zu einer weichen Decke, die das aufkeimende Gefühl der Verantwortung für Menschen in Not und Unrecht erstickt und die Religiosität und Spiritualität der Menschen auf das Kreisen um sich selbst fokussiert. Christus hat den Grundstein gelegt zu einem grossen, offenen Haus. Basis ist die Solidarität mit den Unbehausten, den Flüchtlingen wie Jakob. Hier schenkt Gott die Erfahrung der Himmelsleiter und der Haupterhebung, das Erschrecken und die Kraft, mit erhobenem Haupt, demütig und mutig zu leben.

Frauen und die zweite Stein-Engel-Geschichte

Der Sohn der Rebekka träumte den Traum der Himmelsleiter und erfuhr darin eine mächtige Haupterhebung; der Sohn der Maria starb für seinen Traum der Haupterhebung aller Menschen. Kommen Frauen immer nur als Mütter, als Schwestern, als Gefährtinnen von grossen Träumern vor? Eine erste Erweiterung besteht darin, dass Frauen ebenso wie Männer von dem wunderbaren Traum des Hinauf und Hinab zwischen Erde und Himmel profitieren; dass sie teilhaben an der Haupterhebung und dem verheissenen Segen und dass sie das offene, solidarische Beth-El, das Haus Gottes auf dem Stein des Unbehausten mitbauen und mitgestalten. Das allein aber wäre mir zu wenig. Ich frage nach Frauen als Träumerinnen. Gibt es sie in den biblischen Überlieferungen? Eine zweite grosse Stein- und Engelgeschichte entspricht dem Traum Jakobs. Maria Magdalena, Johanna, eine weitere Maria und andere nicht namentlich genannte Frauen gehen zum Grab Jesu, finden den Stein von der Gruft weggewälzt, das Grab leer und zwei Engel, die von der Auferstehung Jesu sprechen. Hier sind Frauen die ersten und direkten «Träumerinnen.» Ihr Traum ereignet sich nicht wie bei Jakob auf der Flucht, sondern im Gegenteil beim Hingehen zum verloren Geglaubten. Ein neuer Anfang oder wie Nelly Sachs es sagt: «Presst, o presst an der Zerstörung Tag / An die Erde das lauschende Ohr, / Und ihr werdet hören, durch den Schlaf hindurch / Werdet ihr hören / Wie im Tode / das Leben beginnt.» Beim hier zu bauenden Beth-El sind die Frauen nicht nur Mütter und Mitgemeinte, hier sind sie die Träumenden und Bauenden, unbehaust geborgen, gesegnet und segnend.

Jacqueline Sonego Mettner ist FAMA-Redaktorin, Theologin, Pfarrerin in der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Maur/ZH.

Verwendete Literatur:
Luise Schottroff, Marie-Theres Wacker (Hrg.),, Kompendium Feministische Bibelauslegung, Chr. Kaiser, Gütersloher Verlag, 1998.
Hubertus Halbfas, Die Bibel / erschlossen und kommentiert, Patmos Verlag, Düsseldorf 2001.
Thomas Mann, Joseph und seine Brüder, Lizenzausgabe Ex Libris.
Nelly Sachs, Fahrt ins Staublose, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M., 1981.

Der Traum vom offenen Himmel

Li Hangartner

Der Traum, dass der Himmel offen ist, ist den Menschen nicht ganz auszutreiben. Sogar Jakob, dieser listige Betrüger träumt ihn. Er hat sich den Segen erschlichen. Besonders himmlisch und geistig ist dieser Segen nicht: Der Tau des Himmels und das Fett der Erde und Korn und Most in Fülle. Und damit verknüpft das Versprechen: Gebieter über seine Brüder soll er sein; Völker sollen ihm dienen und Nationen sich vor ihm verbeugen (Gen 27,28-29). Noch hat er nicht, was versprochen ist, aber es ist gewiss; es ist garantiert durch den Segen des Alten. Aber offensichtlich ist dies nicht genug. Es gibt offensichtlich auch für Jakob einen Hunger, der nicht durch Machtfülle und Erdenreichtum zu stillen ist. Vielleicht hat Heinrich Böll recht, wenn er sagt: «Der Mensch der Sehnsucht ist ein Gottesbeweis. Ich meine die Tatsache, dass wir alle eigentlich wissen – auch wenn wir es nicht zugeben –, dass wir hier auf der Erde nicht zuhause sind, nicht ganz zuhause sind. Dass wir also noch woanders hingehören und von woanders kommen.» Sogar der listige Lügner hat es gewusst, dass «das Fett der Erde und Korn und Most in Fülle» nicht reichen werden fürs Leben. Er sieht noch etwas anderes: den Himmel offen und die Engel Gottes auf- und niedersteigen.

In der Geschichte der Religion hat diese Sehnsucht die Menschen dazu verführt, die Erde, auf der die Himmelsleiter steht, zu verachten. Es gab ein grosses Gedränge nach oben auf jener Leiter. Man hatte das Erdengepäck abgeworfen, um schneller hinauf zu kommen. Erdengepäck, das waren die Sexualität, der eigene freie Wille, die Lust an den Schönheiten des Lebens. In der Mystik war die Himmelsleiter das Bild des Aufstiegs der Seele zu Gott. In der Regel des heiligen Benedikt entsprechen die verschiedenen Stufen jener Himmelsleiter verschiedenen Stufen der Demut: Die erste Stufe ist die Gottesfurcht, die zweite die Aufgabe des eigenen Willens, die dritte den Oberen gehorchen

usw. Je näher man sich dem Ziel wähnte, desto unerwarteter und grausamer war der Absturz von der Tugendleiter, wie es die Abbildung aus dem Hortus Deliciarum auf dem Titelbild illustriert: Der Eremit, der das Meditieren vernachlässigt; der Mönch, der von der Schlaflust übermannt wird; der Kleriker, den es zu den vollen Tischen und zu seiner Freundin zieht, die Nonne, die das Geld liebt, der Soldat und die Laienfrau, die es zu allerlei Schönem verlockt. Allein der Caritas gelingt es, an den Pfeilen der Teufelchen vorbei in den Himmel zu gelangen und aus der Rechten Gottes die Lebenskrone in Empfang zu nehmen. Alle anderen fallen herab. Sie können aber, dank dem Heilmittel der Busse, den Aufstieg wieder aufnehmen.

Die Helle des Himmels, die man oben sah, liess die Erde dunkel aussehen. Sie war nur noch das Jammertal, das Tal der Tränen und der Seufzer. Und wer wollte leugnen, dass die Erde eben dieses war und auch noch ist für die meisten Menschen? Man kann daraus aber eine andere Konsequenz ziehen, wie es das Vaterunser tut, wenn es heisst: «Wie im Himmel, so auf Erden». Auf der Himmelsleiter klettern ja nicht nur Erdenflüchtlinge nach oben. Engel Gottes steigen daran auf und nieder. Die Erde ist nicht nur die Startrampe in den Himmel. Sie ist mit dem Himmel verbunden. Der Himmel ist der Bauplan der Erde. Wer erdenlos im Himmel ankommen will, wird zurückverwiesen, wird wieder auf den Boden gestellt, auf dem die Leiter steht, kommt zurück mit einem neuen Traum: wie im Himmel so auf Erden. Im Himmel sollen alle Tränen abgewischt sein, so auch auf Erden. Im Himmel sollen die Hungrigen satt sein, so auch auf Erden. Im Himmel sollen die Stummen ihre Lieder singen, so auch auf Erden. Die Engel steigen auf und nieder. Sie bringen alle Seufzer und Tränen vor das Angesicht Gottes, damit nichts verloren geht. Sie steigen nieder mit den Himmelsträumen: Keine soll mehr an ihrer Einsamkeit verhungern. Keiner soll mehr ohne Lied und ohne Tanz bleiben.

Die Mächtigen dieser Erde waren immer daran interessiert, dass die Himmelsleiter Einbahnstrasse bleibt: Von unten nach oben, vom Jammertal in die Himmelsau, licht und blau soll es nur dort sein. Der Himmel sollte dazu dienen, alle Wünsche ins Jenseits zu verlagern. Die Angst der Mächtigen ist, dass die Engel, wenn sie niedersteigen, den Menschen zu viele Träume in den Kopf setzen. Den Traum von Gerechtigkeit, vom geschwisterlichen Teilen, vom Sturz der Tyrannen, vom Reiche Gottes. Und damit die Erinnerung daran, dass es einmal anders gedacht war

mit uns allen, dass wir «noch woanders hingehören und von woanders kommen».

Aber auch das Umgekehrte gab und gibt es: «Wir wollen hier auf Erden schon das Himmelreich errichten», spottete Heinrich Heine. Es gibt Wahrheiten, die schrecklich werden, wenn sie in die falschen Hände geraten. Ich denke an die Himmelreichserrichtungen der letzten Jahrhunderte, an die Wiedertäufer in Münster, deren Reich ein Blutbad wurde; an die Himmelreiche im Kommunismus, die zu Gulags wurden. Kann man auch zu viel träumen? Ich glaube nicht, dass die Träume zu gross waren. Aber vielleicht haben Menschen darüber ihre eigene Endlichkeit vergessen. Das Vergessen der eigenen Endlichkeit heisst, dass man sich als Meister seiner selbst sieht. Das Vergessen der eigenen Endlichkeit bedeutet die Zunahme von Gewalt gegenüber sich selbst und anderen.

Das Himmelreich kann man nicht errichten. Aber es gibt den Traum, der über alle unsere Träume hinausgeht, es ist der Traum, den wir nicht selbst erfüllen können. Es gibt Wunden, die wir nicht heilen können. Aber es gibt den Traum, dass sie geheilt werden. Die Toten können wir nicht erwecken, aber es gibt den Traum, dass sie auferweckt werden.

Das Bild der Himmelsleiter legt immer Arbeit und mühseliges Kraxeln nahe. Im Höllental bei Freiburg gibt es eine steile Wand, die nur mit Mühe zu überwinden ist. Sie heisst Himmelsleiter. Ebenso gibt es einen steilen Aufstieg in den Zillertaler Alpen mit diesem Namen und die Himmelsleiter im Kanton Appenzell. Mühselig geht es von unten nach oben. Aber zum Glück beginnen wir nicht mit dem Aufstieg. Wir sind auf dem Weg, bevor wir aufgebrochen sind. Wir sind geträumt, ehe wir träumen, oder um es mit einem Satz aus Dorothee Sölles letztem Vortrag vor ihrem Tod zu sagen: «Wir beginnen den Weg zum Glück nicht als Suchende, sondern als schon Gefundene.»

Li Hangartner, 1953, Theologin, Leiterin der Fachstelle Feministische Theologie der FrauenKirche Zentralschweiz und des Veranstaltungsbereiches am RomeroHaus Luzern, FAMA-Redaktorin.

Bild(w)ort

oder: Eine Dattelpalme in der Schmerzenkapelle von Mariastein*

Irina Bossart

Wer seinen Blick in der Schmerzenkapelle von Mariastein zur Holzdecke, in diesen kleinen Bilder-himmel, erhebt, entdeckt das Abbild einer aufrecht stehenden, fruchttragenden Dattelpalme. Aufgrund der beigefügten lateinischen Inschrift am oberen Bildrand («STATVRA TVA ASSIMILATA EST PALMAE» = «dein Wuchs gleicht einer Palme») erweist sich die Darstellung als Emblem. Ein Emblem setzt sich immer aus einem symbolischen Bild (Pictura) und einem kurzen, in der Regel lateinischen Spruch (Motto) zusammen. Bild und Spruch bedingen einander; der Sinn erschliesst sich nur in der Kombination von Bild- und Textaussage. Die Emblematik (Sinnbildkunst) entstand im 16. Jahrhundert in humanistischen Kreisen Italiens und erlebte während der Barockzeit in ganz Europa eine Hochblüte. Auch die Sinnbilder der Schmerzenkapelle stammen aus dem 17. Jahrhundert. Die heutige Anordnung ist ein Rekonstruktionsversuch, denn die Holzplatten hatten zwischenzeitlich als Blindböden gedient und waren bei Restaurierungsarbeiten im Kloster zum Vorschein gekommen. Seit 1985 sind sie wieder am (ursprünglichen) Ort. Die Inschrift «cant.7.7.» des Palmenbildes ordnet das lateinische Zitat in seinen biblischen Kontext ein: Es stammt aus dem siebten Kapitel des Hohenliedes, hier nach der Verszählung der Vulgata.

Das Hohelied

Das Hohelied (eigentlich «Lied der Lieder», hebr. «schir haschirim», lat. «Canticum Canticorum») – die heute verwendete deutsche Bezeichnung stammt von Martin Luther – wird traditionellerweise dem König Salomo zugeschrieben; er gilt als grosser Liederdichter (vgl. 1 Kön 5,12). Tatsächlich ist das biblische Büchlein aber eine Sammlung von weltlichen Liebesliedern unterschiedlichen Alters. Im ersten nachchristlichen Jahrhundert scheint das wörtliche Verständnis – nicht zuletzt wegen des erotischen Inhalts – prekär geworden zu sein. So trat bereits im Judentum eine allegorische Auslegung (als Liebe zwischen Jahwe-Gott und seinem Volk Israel) an die Stelle der wörtlichen Interpretation. Allerdings verdankt das Hohelied letztlich dieser neuen Lesart sein Verbleiben im biblischen Kanon. Die Kirche übernahm das von jüdischen Gelehrten favorisierte geistlich-geistige Verständnis. Ein schönes Beispiel christlichen Argwohns gegenüber dem Hohelied stellt die Vulgata-Übersetzung des Kirchenvaters Hieronymus dar. In einer NZZ-Besprechung zur Edition von Willirams Hohelied-Kommentar schreibt die Rezensentin Angelika Overath: «Das sinnliche Aufjubeln altorientalischer Liebeslieder galt (auch unter dem werten Autorennamen Salomos) als höchste Herausforderung an ein geistliches Verständnis der Heiligen Schrift. Hieronymus versuchte zu retten, was zu retten war. In seiner Übertragung hielt er sich eng an die hebräische Grammatik und fabrizierte absichtlich ein schauderliches Latein, das mit jeder Phrase signalisierte: Dieser Text ist nicht, was er offensichtlich scheint, sondern bedarf der geschulten Auslegung.»[1] Nichtsdestotrotz genoss das Hohelied in der christlichen Tradition stets eine grosse Wertschätzung. Walter Bühlmann bemerkt diesbezüglich: «Im christlichen Mittelalter ist über kein anderes Buch so viel meditiert und geschrieben worden wie über diese Schrift. Es wurde häufiger kommentiert und gepredigt als jede andere Schrift des Alten und Neuen Testaments.»[2]

Ein sinnlich-erotisches Gedicht oder: Der Himmel auf Erden

Das Motto des Palmenemblems vom Mariasteiner Bild ist Teil des folgenden Lied- und Liebesgedichtes:
«Wie schön bist du und wie reizend, / du Liebe voller Wonnen! / Wie eine Palme ist dein Wuchs; / deine Brüste sind wie Trauben. / Ich sage: Ersteigen will ich die Palme; / ich greife nach den Rispen. / Trauben am Weinstock seien mir deine Brüste, / Apfelduft sei der Duft deines Atems, / dein Mund köstlicher Wein, / der glatt in mich eingeht, / der Lippen und Zähne mir netzt.» (Hld 7,7-10)
Hier beschreibt ein Liebender voller Leidenschaft, Sehnsucht und Verlangen seine Geliebte in den sinnlichsten Bildern und besingt das Fest der gemeinsamen Liebe. Der Liebreiz ihrer Gestalt, der betörend-erregende Atemduft der Freundin und das Liebesglück entrücken den Verliebten in himmlisch-paradiesische Sphären. Er möchte sich seiner Geliebten annähern, sie berühren und den Kuss geniessen wie berauschenden Wein. Essen und Trinken sind Chiffren für das Liebesspiel und die sexuelle Vereinigung. «Alle Sinne, die Augen, die Nase, Zunge und Gaumen werden aktiviert. Die Liebe hat etwas zu tun mit Ekstase, mit Grenzerfahrungen des Lebens, an denen der Mensch dem überweltlich Erhabenen, dem Unbegreiflichen, ja sogar dem Göttlichen begegnet.»[3] Der Lieddichter vergleicht die Frau mit einer Palme und zwar, um genau zu sein, mit einer Dattelpalme (hebr. «tamar»). Das Bild ist kaum zufällig gewählt. Die Dattelpalme steht im alten Orient für Lebensfülle und ist gleichsam eine Verbindung zwischen Himmel und Erde. Sie gilt als Königin der Oase, taucht ihre Füsse in Wasser und ihr Haupt in das Feuer des Himmels.[4] Die herausgehobene Stellung der Dattelpalme kommt auch andernorts in der Bibel zur Geltung, so zum Beispiel in Psalm 92, 13-16, wo es heisst: «Der Gerechte gedeiht wie die Dattelpalme (tamar), / er wächst wie die Zedern des Libanon. / Gepflanzt im Haus des Herrn, / gedeihen sie in den Vorhöfen unseres Gottes. / Sie tragen Frucht noch im Alter / und bleiben voll Saft und Frische; / sie verkünden: Gerecht ist der

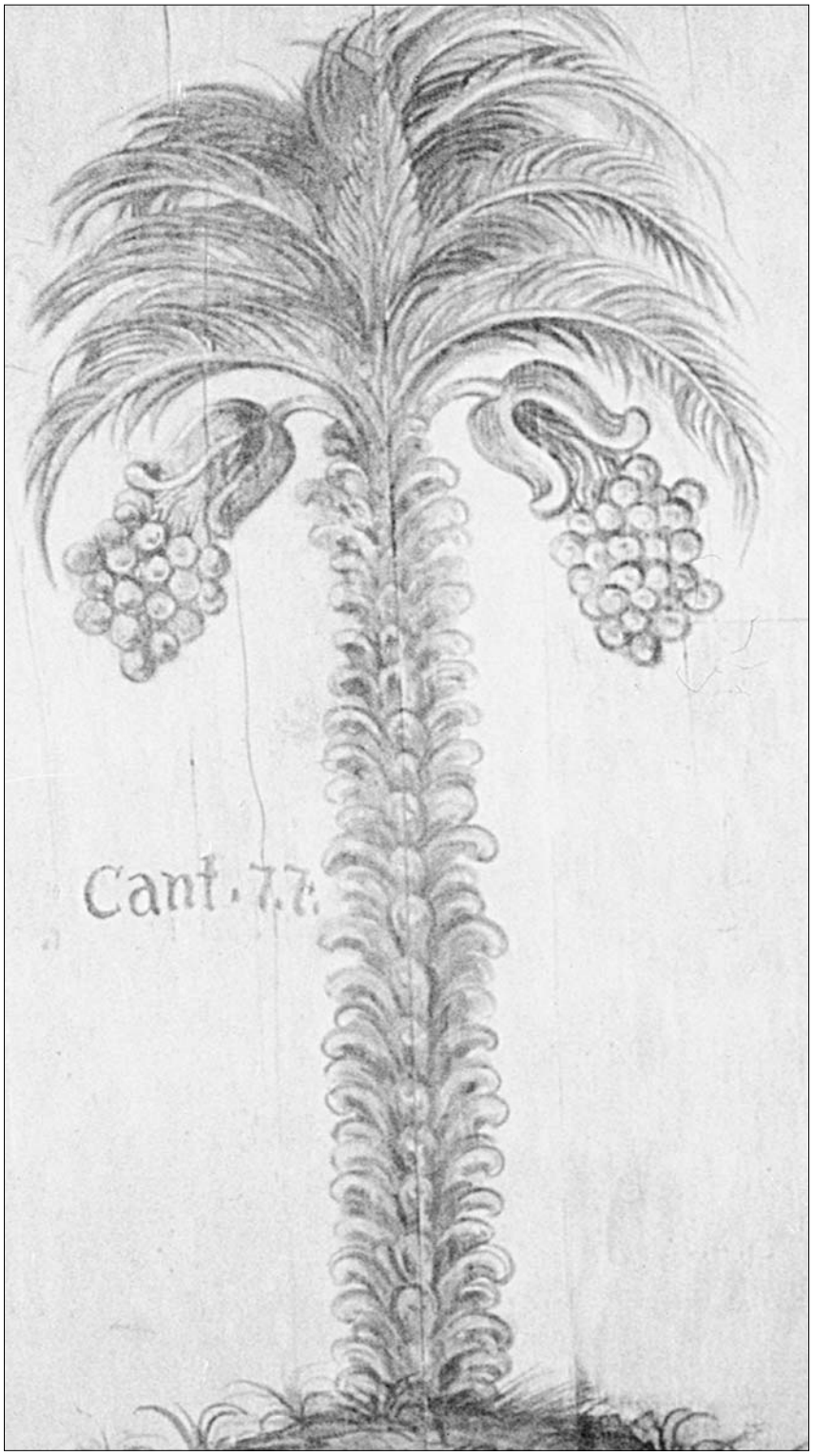
Herr; / mein Fels ist er, an ihm ist kein Unrecht.»

Symbolische Interpretation

In der christlichen Auslegungsgeschichte wurde das Hohelied bis ins 18. Jahrhundert hinein fast ausschliesslich sinnbildlich gedeutet. Es gab zwar immer wieder einzelne Versuche – etwa im Humanismus (durch Erasmus von Rotterdam oder Sebastian Castellio, beide wirkten in Basel) –, erneut den Wortsinn ins Zentrum zu stellen, doch sie stiessen allesamt auf Ablehnung. Auch die Reformatoren wiesen eine wörtliche Interpretation zurück. Vorherrschend blieben die ekklesiologische Auslegung (Kirche-Christus), die mystisch-kontemplative Lesart (Einzelseele-Christus) und auf katholischer Seite zudem die mariologische Deutung (Maria/Ecclesia-Christus). Letztere hatte sich im 12. Jahrhundert, in der Epoche der höfischen Minnelyrik, durch Einflüsse aus der Marienliturgie entwickelt. Prägend wirkten u.a. die Benediktiner Rupert von Deutz (gest. 1129) und Honorius von Autun (gest. nach 1137). Maria wurde in ihrer Rolle als personale Konkretisierung der Kirche (Ecclesia) zur Braut Christi. Honorius schrieb sogar, dass Marias Gestalt derjenigen von Christus ähnlich sehe («cui assimilata est statura»; Sciurie, 143).[5] Diese Textstelle bot die Vorlage für viele Bildwerke, worauf Christus und Maria gleichrangig nebeneinander thronen (z.B. Apsismosaik um 1140 in der Kirche Santa Maria in Trastevere in Rom). Damit ist jedoch das Palmenemblem in der Schmerzenkapelle noch nicht vollständig erklärt.

Maria-Palme als Himmelsleiter in Hergiswald

Weiterführend wirkt da ein Seitenblick nach Hergiswald, ein Marienwallfahrtsort am Fusse des Pilatus.[6] Hergiswald besitzt einen überwältigenden emblematischen Bilderhimmel; er wurde 1654 vom Luzerner Maler Kaspar Meglinger geschaffen. Alle 321 Sinnbilder beziehen sich auf Maria. Drei der Embleme zeigen eine Palme. Insbesondere eines davon ist für die Deutung des Mariasteiner Bildes aufschlussreich. Das entsprechende lateinische Motto lautet: «Iter facit ascendenti» (= «sie bereitet dem Emporsteigenden den Weg»). Die aufgrund ihrer schuppenartigen Rinde leicht zu ersteigende Palme gleicht Maria, der Himmelsleiter aller Gläubigen. Das Emblem lehnt sich zum einen an die mariologische Deutung des Hohenliedes an (Maria als die mit einer Palme verglichene Geliebte) und stützt sich zum andern auf den Umstand, dass Maria in der Tradition als Himmelsleiter gilt.[7] Hinter dem Bild der Himmelsleiter steht die Geschichte von Jakobs Traum (Gen 28, 12-17). Jakob, der jüdische



Stammvater, sah in einem nächtlichen Traum eine Treppe, die Erde und Himmel miteinander verband und worauf Engel Gottes auf- und niederstiegen. Oben stand Gott und sprach dem Träumenden Segen und Begleitschutz zu. Jakob erfuhr am Ort, wo er war – nämlich auf der Flucht vor seinem Bruder Esau – Gottes behütende Gegenwart.

Die mariologische Deutung der Jakobsleiter kennt verschiedene Ausformungen. Zunächst schafft Maria als Gottesgebärerin eine Verbindung zwischen Himmel und Erde: Christus ist sozusagen über die «Marien-Leiter» auf die Erde herabgestiegen; sodann eröffnet Maria als Fürbitterin den Menschen den Weg zum Heil: Sie gilt als Mittlerin (mediatrix) der Gnade zwischen den Gläubigen und Gott; drittens wird Maria als Prototyp des glaubenden Menschen zum Leit(er)bild: Maria hörte auf das göttliche Wort, das ihr vom Engel Gottes überbracht worden war; sie nahm es beherzt und in Demut an. Sie getraute sich der Liebe. Demut meint in diesem Zusammenhang weder eine Erniedrigung noch die Kleinheit des Menschen, sondern sie ist eine religiöse Haltung. Die/der Demütige hat ein offenes Herz und richtet sich ganz nach Gottes Wort. Sie/er schwingt ein

auf *d a s* Wort, das erfülltes Leben verheisst. Die Haltung führt zum Lob, zum freudigen Gottesjubel: «Meine Seele preist die Grösse des Herrn und mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter.» (Lk 1, 46.47)

Die Benediktsregel

Die so verstandene Himmelsleiter schafft unerwartet einen Bezug zur Benediktsregel.[8] Deshalb ist es überaus passend, dass sich auf der Holzfelderdecke – in der Nähe des Palmenemblems – auch eine Benediktsdarstellung befindet. Der Mönchsvater hält in der linken Hand unter anderem sein Regelbuch. Der Prolog der Regula Benedicti wird eröffnet mit den Worten: «Höre, mein Sohn, auf die Weisung des Meisters, neige das Ohr deines Herzens, nimm den Zuspruch des gütigen Vaters willig an und erfülle ihn durch die Tat!» Damit wäre eigentlich schon alles gesagt, denn Mönchsein bedeutet, nach Massgabe des Evangeliums, in der Nachfolge Jesu zu leben. Die Benediktsregel versteht sich als eine Kurzfassung der Heiligen Schrift. Im siebten Kapitel der Regel, dem Demutskapitel, erfolgt dann gewissermassen die auf den spirituellen Lebensweg des Mönchs ausgerichtete Ausdeutschung des evangelischen Programms. Benedikt greift dabei das Bild der Jakobsleiter auf und formuliert eine auf den ersten Blick paradoxe Bewegung, nämlich, dass der Aufstieg zu Gott nur über den Abstieg, den Weg der Demut, geht (RB 7, 5-7). Das lateinische Wort für Demut heisst «humilitas». Darin steckt das Wort «humus», was Erde bedeutet. Benedikt interpretiert die Leiter als unser irdisches Leben. Gott selber (!) richtet die Leiter zum Himmel auf, «wenn unser Herz demütig geworden ist» (RB 7, 8). Demut konfrontiert den Menschen mit seiner von Gott geschaffenen und als sehr gut befundenen Wirklichkeit (Gen 1, 31). Gott hat den Menschen aus Erde geformt und ihn mit seinem Lebensatem beseelt. Daraus lässt sich folgern: Wo immer Menschen aus seinem Wort – in Übereinstimmung mit Gott und ihrem eigenen Wesen – leben, berühren sie den Himmel, wandeln sie gleichsam im Paradies, da ereignet sich Gottesgegenwart. Der Weg in den Himmel führt ins Menschsein, in die radikale Menschlichkeit. Am Ende des Demutsweges steht die vollkommene (Gottes-) Liebe. Da wird das Herz weit und der Mönch (der Christ/die Christin) «läuft in unsagbarem Glück der Liebe» – «gleichsam natürlich» – «den Weg der Gebote Gottes» (RB, Prolog 49 und RB 7, 67-69). Hier findet eine Angleichung an den paradiesischen Urzustand statt: Das Leben nach Gottes Wort gelingt nun wie von selbst; alle Angst ist abwesend. Es handelt sich aber auch um eine Art «Verklärung», denn die (Gottes-) Liebe besitzt eine verwandelnde Kraft (vgl. 2, Kor 3, 18).[9] Für Christinnen und Christen steht dafür exemplarisch das Leben Jesu. Der Demutsweg wird so zum Nachfolgeweg. Christus, der in sich schon eine Himmelsleiter ist (Joh 1,51), wird nun seinerseits zur Himmelsleiter für die Nachfolgegemeinschaft.

Bild(w)ort

Im Palmenbild auf der Holzdecke der Schmerzenkapelle fliessen mehrere Traditionsströme zusammen und als Bild(w)ort erinnert es daran, dass vielerlei Wege in den Himmel führen: Wege des Gebets, der Kontemplation, des Hörens, der sinnlichen Liebe, des Geistes, des Frieden stiftenden Engagements, des Lobgesangs oder des mönchischen Lebens. Alle offerieren sie Methoden (griech. Methodos = Weg) des «Erkennens», führen zur Berührung mit dem Geheimnis des Seins. Unabdingbar bleibt jedoch überall die Anbindung an und Verankerung in Gott, gerade auch im Hinblick auf die leibliche Liebe, damit wir einander Mensch sein lassen und nicht gegenseitig überfordern. So gesehen machen die sinnbildlichen Interpretationen des Hohenliedes durchaus Sinn: Sie vermögen den Blick zu weiten und hinzulenken auf einen grösseren Erfahrungsraum. Oder um es mit Dietrich Bonhoeffer zu formulieren: «Es ist nun aber die Gefahr in aller starken erotischen Liebe, dass man über ihr – ich möchte sagen: die Polyphonie des Lebens verliert. Ich meine dies: Gott und seine Ewigkeit will von ganzem Herzen geliebt sein, nicht so, dass darunter die irdische Liebe beeinträchtigt oder geschwächt würde, aber gewissermassen als cantus firmus, zu dem die anderen Stimmen des Lebens als Kontrapunkt erklingen; eines dieser kontrapunktischen Themen, die ihre volle Selbständigkeit haben, aber doch auf den cantus firmus bezogen sind, ist die irdische Liebe und auch in der Bibel steht ja das Hohe Lied und es ist wirklich keine heissere, sinnlichere, glühendere Liebe denkbar als die, von der dort gesprochen wird (cf. 7,6!); es ist wirklich gut, dass es in der Bibel steht, all denen gegenüber, die das Christliche in der Temperierung der Leidenschaften sehen […]. Wo der cantus firmus klar und deutlich ist, kann sich der Kontrapunkt so gewaltig entfalten wie nur möglich.»[10]

Irina Bossart, 1968, Historikerin und Theologin; unterrichtet am Gymnasium Oberwil BL das Maturafach Religion & Gesellschaft, arbeitet an einer kirchengeschichtlichen Dissertation zum Thema Stadtmission und macht theologisch-historische Stadtrundgänge und Museumsführungen.

---

* Der Beitrag ist auch ein Abschiedsgeschenk an die LeserInnen und meine Redaktionskolleginnen der FAMA.

1) *NZZ vom 26./27. März 2005, Ekklesiastische Erotik. Willirams Hohelied-Kommentar.*
2) *Walter Bühlmann, Das Hohelied, Stuttgart 1997, 9 (Neuer Stuttgarter Kommentar Altes Testament 15).*
3) *Vgl. Dorothea Forstner, Die Welt der christlichen Symbole, Innsbruck [5]1986, Art. Palme.*
4) *Walter Bühlmann, Das Hohelied, a.a.O. 58.*
5) *Das Zitat stammt aus dem Sigillum beatae Mariae. Vgl. Helga Sciurie, Maria-Ecclesia als Mitherrscherin Christi. Zur Funktion des Sponsus-Sponsa-Modells in der Bildkunst des 13. Jahrhunderts, in: Hedwig Röckelein et al. (Hg.), Maria. Abbild oder Vorbild? Zur Sozialgeschichte mittelalterlicher Marienverehrung, Tübingen 1990, 110-146, hier 143.*
6) *Vgl. Dieter Bitterli, Die Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau in Hergiswald, Bern 2000 (Schweizerische Kunstführer GSK) sowie Ders., Der Bilderhimmel von Hergiswald. Der barocke Emblemzyklus der Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau in Hergiswald bei Luzern, seine Quellen, sein mariologisches Programm und seine Bedeutung, Basel 1999.*
7) *Günter Lange, Bilder zum Glauben: Christliche Kunst sehen und verstehen, München 2000, 277.*
8) *Regula Benedicit [RB]. Die Benediktsregel lat./dt. hrsg. im Auftrag der Salzburger Äbtekonferenz, Beuron 1992.*
9) *Bezüglich des Zusammenhangs Liebe – Verklärung – Verbindung zum Himmel vgl. auch Eugen Drewermann, Kleriker, Olten/Freiburg i.Br. 1989, S. 718: «Gott … ist nur spürbar in der Intensität des Herzens, und je näher zwei Menschen einander kommen, desto näher sind sie dem Geheimnis der Welt, aus dem wir allesamt leben. Ein Mensch, den wir lieben, verstellt uns nicht Gott, er holt uns selber durch sein Dasein ein Stück vom Himmel auf die Erde; er schenkt uns Einsicht in den Grund der Wirklichkeit – nur in der Liebe fühlen wir etwas von der Notwendigkeit des Seins; nur sie bringt uns etwas zurück von dem Glück des Paradiesmorgens; nur sie hebt uns hinaus zum Berg der Verklärung, an dem die Zeit stillsteht in jenem Augenblick, da wir die Ewigkeit streifen; und nur die Liebe zu einzelnen Menschen lehrt uns die Poesie der Welt zu vernehmen, indem sie alle Dinge, Lebewesen, Daseinsmächte zu Gleichnissen und Chiffren, zu magischen Beschwörungen, zu Sendboten des oder der Geliebten formt.»*
10) *Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, München 1970, 331. Das Zitat stammt aus dem Gefängnisbrief vom 20. Mai 1944, geschrieben an Bonhoeffers Freund Eberhard Bethge.*

Gott wurde Mensch, damit wir Gott werden

Aspekte der Bedeutung der Vergöttlichungslehre für orthodoxe Frauen heute

Antonia-Michaela Himmel-Agisburg

Die Bewegung von Gott zu den Menschen und von den Menschen zu Gott ist die Erfahrung eines dynamischen Prozesses des ineinander Wohnens, die Erfahrung einer Bewegung des Einswerdens von Gott und der menschlichen Person.

In der Tradition der mystischen Theologie der Mütter und Väter der Ostkirche wird diese Erfahrung des Einswerdens in Christus «Vergöttlichung» *(theosis)* genannt. «Wenn Menschen dazu bestimmt sind an der Herrlichkeit Gottes teilzuhaben, völlig eins mit Gott zu sein, bedeutet das im Letzten, dass Menschen vergöttlicht werden müssen: Sie sind dazu berufen, aus Gnade zu werden was Gott aus Natur ist.»[1] Die Folge der Inkarnation Gottes in Jesus Christus ist die *theosis* des Menschen, die Vergöttlichung aus Gnade. Athanasius, griechischer Kirchenvater des 4. Jahrhunderts, prägt die knappe Formel: Gott wurde Mensch, damit wir Gott werden.[2]

Ich möchte im Folgenden keinen historisch-theologischen Abriss der *theosis*-Lehre[3] geben, sondern eher nach einzelnen Aspekten der Bedeutung dieses zentralen Glaubensinhaltes im Licht der theologischen Frauenforschung fragen. Elisabeth Behr-Sigel (1907-2005) und Bischof Kallistos Ware, auf deren Werk ich mich hier hauptsächlich beziehe, sind als orthodoxe TheologInnen des Westens stark den Anliegen der theologischen Genderstudies verpflichtet und arbeiteten jahrzehntelang gemeinsam an der Frage, wie orthodoxe Spiritualität heute im Westen gelebt werden kann.[4]

theosis – Die gemeinsame Berufung aller in der Kirche zur Heiligkeit

Elisabeth Behr-Sigel, «Grossmutter der orthodoxen feministischen Theologie», wie sie sich selbst oft schmunzelnd bezeichnete, beginnt ihre Einführung in die orthodoxe Spiritualität, indem sie dem/der LeserIn den vollkommenen Ausdruck orthodoxer Spiritualität gleichsam als Aufgabe voranstellt: «Der vollkommenste Ausdruck orthodoxer Spiritualität ist Heiligkeit, zu der alle, Klerus und Laien, berufen sind, dabei handelt es sich um die völlige Einswerdung und Befriedung der ganzen menschlichen Person in Christus durch den Heiligen Geist.»[5]

Mit dieser Definition von Heiligkeit als der Einswerdung der ganzen menschlichen Person in Christus durch den Heiligen Geist werden grundlegende Aspekte der *theosis* angesprochen.

Die Vergöttlichung des Menschen wird zunächst als eine allgemeine Berufung der in Christus Getauften verstanden. Johannes Klimakos schreibt seine Himmelsleiter[6] zwar für Mönche, die *theosis* als Herzstück byzantinischer Theologie ist jedoch allen Frauen und Männern in der Kirche als Weg und Ziel ihres spirituellen Lebens aufgegeben.

Der Weg zur *theosis* ist sicherlich als Prozess, als lebenslanger Aufstieg, um im Bild der Himmelsleiter zu bleiben, zu verstehen, dessen Ziel erst am Tag des Jüngsten Gerichts erkennbar sein wird. Am Heiligen Donnerstag (Gründonnerstag) der Karwoche, betet die liturgische Gemeinschaft: «Einen neuen, unsagbaren Trank, so sage ich den Freunden, werde ich in meinem Reiche trinken. Denn als Gott werde ich mit euch als Göttern verbunden sein.»[7]

Entgegen einer rein transzendenten Erfahrung wird in der Heiligung des Alltags als eine heilige, friedvolle und sündlose Zeit, für die jede/r Getaufte verantwortlich ist, *theosis* bereits im Hier und Jetzt erkennbar.

In der Göttlichen Liturgie betet die Gemeinde deshalb nach dem Grossen Einzug, bei dem die Gaben auf den Altar gebracht wurden, um vollkommene Heiligung ihrer selbst und der Zeit: «Hilf Herr, erbarme Dich und wache über uns, o Gott, durch deine Gnade. Dass der ganze Tag vollkommen, heilig, friedvoll und ohne Sünde sei, lasst uns vom Herrn erflehen.» Bevor das Brot gebrochen und dann ausgeteilt wird, ruft der Priester der liturgischen Gemeinschaft zu: «Das Heilige den Heiligen!»[8]

Das Streben nach Heiligkeit im Alltag des Lebens ist bereits eine erste Stufe zur Vergöttlichung: «Der Prozess der Vergöttlichung muss für jede/n von uns im Hier und Jetzt beginnen, im gegenwärtigen Leben … Wie schwach unsere Versuche auch sein mögen und wie oft wir auch fallen, wir sind bereits in einem gewissen Mass vergöttlicht.»[9]

theosis – Die Transfiguration der Schöpfung

Der Mensch, und mit ihm die ganze Schöpfung, ist in der Sicht orthodoxer mystischer Theologie in die Verklärung Christi mithineingenommen und so geheiligt. Hier zeigt sich vielleicht am deutlichsten die radikale Immanenz orthodoxer Spiritualität in der Erfahrung des Göttlichen in der Natur und allem Geschaffenen. «Wir müssen die Welt als ein Sakrament Gottes verstehen, alles Geschaffene als vergöttlicht betrachten.»[10]

Dieser ganzheitliche Ansatz der ostkirchlichen Soteriologie zieht sich tief in die *theosis*-Lehre: «Unsere Soteriologie muss holistisch gedacht sein. Es ist die ganze menschliche Person, die gerettet ist: Der Mensch ist … eine untrennbare Einheit von Körper und Seele, deshalb sind Körper und Seele zusammen geheiligt und vergöttlicht. … Wir sind nicht *von* der Welt sondern *mit* der Welt gerettet.»[11]

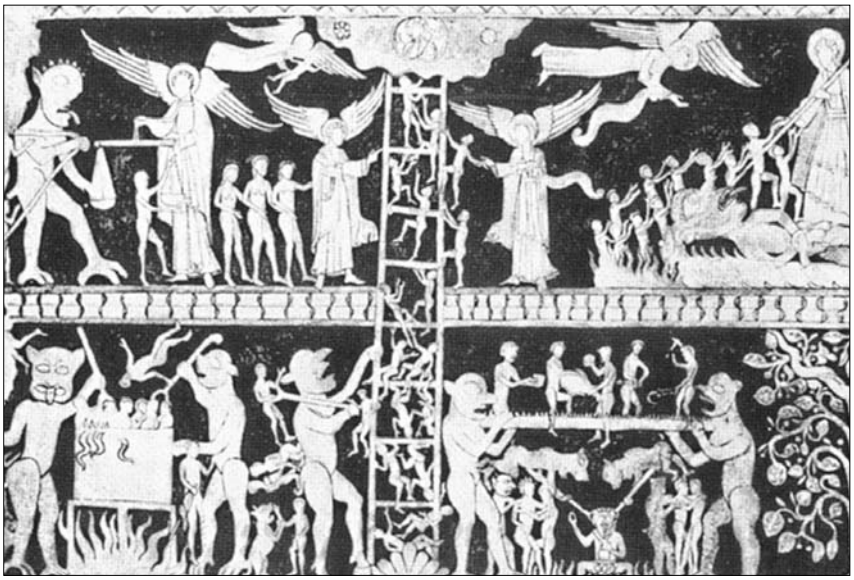
Die unbedingte Zusage zur Welt und in Folge auch Verantwortlichkeit für die Natur sind Aspekte der *theosis*-Lehre, die gerade im Licht der theologischen Frauenforschung neue Relevanz bekommen. Entgegen einer Weltflucht geht es hier um die Meditation der Welt als einer «verklärten» Welt, in der Gott immanent und direkt im Menschen und der Natur erfahrbar ist, die vor Ausbeutung geschützt werden muss.[12]

Spirituell wird die göttliche Präsenz in der Schöpfung mit der Erfahrung eines strahlenden Lichts ausgedrückt.[13] Am Hochfest der Verklärung des Herrn (6. August) heisst es im liturgischen Text des Abendgottesdienstes: «Als auf dem hohen Berge ward gewandelt, Heiland, deine Gestalt, und du bei dir hattest die ersten der Jünger, da bist du in Herrlichkeit erstrahlt; und so hast du verdeutlicht, dass jene … der göttlichen Herrlichkeit gewürdigt werden.»[14] Die mystische Reflexion des Taborlichts wird in der Theologie der Hesychastischen Tradition[15] mit der Vergöttlichung des Menschen verbunden. «Das Geheimnis der Theosis zeigt sich oft in der äusserlichen Form einer Lichtvision … Darunter wird nichts weniger als das göttliche und ungeschaffene Licht Gottes verstanden, das von Christus und seiner Transfiguration ausging …»[16]

Mit dem Bewusstsein der Transfiguration des Menschen geht Hand in Hand der Wunsch nach Umkehr und so die Praxis des Jesus-Gebets, dessen Ziel die völlige Vereinigung mit Gott ist. «Das Jesusgebet, gerichtet an den menschgewordenen Logos, ist ein Werkzeug, um dieses Geheimnis der Theosis in uns selbst erfahrbar zu machen, wodurch die menschliche Person zum wahren Ebenbild Gottes wird.»[17] Dennoch, das ständige und – wie Johannes Klimakus es beschreibt – mühsame Erklimmen der Himmelsleiter führt nicht aus der Welt hinaus, sondern gerade in die Welt und zum Menschen als Ikone Gottes hin.

Ich möchte das anhand des Vermächtnisses einer orthodoxen Heiligen der Gegenwart zeigen, Mutter Maria (Sktobtsova), deren theologisches und

diakonisches Werk auf einem radikalen Ernstnehmen der *theosis* basierte, bis es 1945 im KZ Ravensbrück endete. [18]



theosis – Vergöttlichung ist kein einsamer Weg

Mutter Marias Vision der Himmelsleiter ist von der Realität des Lebens einer orthodoxen Frau im 20. Jahrhundert geprägt, der Armut, Trostlosigkeit, Verfolgung und Ausgegrenztheit vertraut sind. «Ich suchte nach Sängern und Propheten, die an der Himmelsleiter warten, Zeichen des geheimnisvollen Endes sehen, Lieder singen, die über unser Verständnis hinausreichen. Und ich fand Menschen, die rastlos waren, verwaist, arm, betrunken, verzweifelt, unnütz, verloren, welchen Weg sie auch einschlugen, heimatlos, nackt und ohne Brot.»[19] In radikaler Umsetzung christlicher Spiritualiät erkennt sie die Gegenwart Christi in den Armen, gibt ihnen in ihrem Kloster in Paris Unterkunft, bettelt und kocht für sie, findet sich im Widerstand gegen die Nazis tätig und wird letztendlich deportiert und stirbt im KZ Ravensbrück.

Mutter Maria übt harte Kritik an einem einseitigen, sentimentalen und weltabgewandten Verstehen von Orthodoxie. Grundsatz ihrer Theologie ist: Es gibt keinen Weg in der Orthodoxie, das Heil losgelöst vom Heil anderer zu erlangen.[20] Damit steht sie durchaus in der Tradition der Väter und Mütter der Kirche: «Vergöttlichung ist kein einsamer, sondern ein gemeinschaftlicher Prozess … Während sie durchaus die Höhen mystischer Erfahrung einschliesst, hat Vergöttlichung durchaus auch eine sehr trockene und ‚mit beiden Beinen auf der Erde stehende' Seite.»[21]

Der karitative und mystische Aspekt der *theosis* gehören unweigerlich zusammen. Die mystische Erfahrung zieht den Menschen umso näher zum Nächsten – und umgekehrt ist Gott direkt in der Person des Nächsten zu erfahren. «Menschen, geschaffen nach dem Bild der Trinität, können nur die göttliche Ebenbildlichkeit erfahren, wenn sie ein gemeinschaftliches Leben führen.»[22] Frauen wie Mutter Maria zeigen in aller Radikalität, wie sehr politisches und praktisches Engagement im Ernstnehmen der Vergöttlichungslehre wurzeln.

theosis – Die Ermächtigung zum Dienst in der Kirche

Elisabeth Behr-Sigel spricht von einer «gemeinsamen Berufung aller» zur Vergöttlichkeit, die in den Schriften der Kirchenväter – trotz aller aggressiven verbalen Entgleisungen gegen das weibliche Geschlecht – als eine profunde Glaubenseinsicht betont wird.[23] In ihrer grundlegenden Studie zur Frage nach der Ordination von Frauen in der Orthodoxen Kirche weist Behr-Sigel nicht nur die positive theologische Anthropologie der griechischen Kirchenväter hinsichtlich der Frage nach Frauen als *imago dei* auf, sondern übt auch klar Kritik an der gelebten Praxis der Tradition. «Even though the Fathers believed in the equal dignity of men and women as the bearers of the same image and as having been equally called to deification … they did not draw the conclusion that men and women ought to occupy identical places and functions in society or at least in the Church.»[24]

Ein Amt, das in der Tradition der Ostkirche allerdings immer sowohl für Frauen als auch Männer gedacht war, ist das Diakonat. Im byzantinischen Ritus der Ordinationstexte für Diakoninnen (8. Jh.) spricht der Bischof: «Gott, du Heiliger, du Allmächtiger, der du durch deines eingeborenen Sohnes und unseres Gottes Geburt dem Fleisch nach aus einer Jungfrau das Weibliche geheiligt hast, und der du nicht nur den Männern, sondern auch den Frauen die Gnade und die Herabkunft des Heiligen Geistes geschenkt hast, … sieh jetzt auf deine Dienerin herab und rufe sie zum Werk deiner Diakonie …»[25]

Die Heiligung der Frau wird hier im Kontext der Ordination zweifach genannt, sowohl durch den Bezug zur Gottesgebärerin als auch durch die Ausgiessung des Heiligen Geistes, und implizit wird somit auch die *theosis* der Frau angesprochen.

Durch die gemeinsame Berufung zur Vergöttlichung sind alle zur Heiligkeit und zum Dienst in der Kirche berufen. Doch dieses Bewusstsein hat nicht unbedingt die Konsequenz der Umsetzung in der Praxis der ekklesiologischen Gemeinschaft von Frauen und Männern zur Folge, obwohl die Diskussion durchaus keine mehr von «aussen», also von der ökumenischen Gemeinschaft, herangetragene ist.

Im Jahr 2006 jährt sich zum 30. Mal der Jahrestag der ersten innerorthodoxen Konsultation zur Frage nach der Stellung von Frauen in der Kirche im rumänischen Kloster Agapia, 1976. Damals wurden bereits zwei wesentliche, bis heute aktuelle Anliegen genannt: das Sichtbarmachen von Frauen in der Kirche und die Wiederaufnahme der Tradition der Ordination von Frauen ins Diakonat.[26]

Es ist nicht möglich, vom Bild der Frau als Ikone Gottes zu sprechen, ohne auf die Realität von unterdrückten, verschwiegenen, vergessenen und ausgegrenzten Frauen in der orthodoxen Tradition zu zeigen. Der holistische Ansatz der Orthodoxie steht zumindest in der Frage nach der Stellung von Frauen in schmerzhafter Spannung zur Orthopraxis.

In den letzten 30 Jahren seit Agapia hat sich jedoch innerorthodox gerade in der Frage nach den Rollen und Aufgaben von Frauen in der Kirche einiges getan. Der Konferenz in Agapia folgen eine Reihe innerorthodoxe, zum Teil vom Weltkirchenrat unterstützte Konsultationen[27], in denen nicht nur der Diskussionspunkt nach der Wiederaufnahme der Tradition des Diakonats für Frauen immer deutlicher wird, sondern in deren Folge sich auch verschiedene Plattformen zur Vernetzung orthodoxer Frauen auf lokaler und panorthodoxer Ebene bilden.

Diese Ansätze zu einer feministischen Bewegung, die sich in der theologischen Literatur orthodoxer Autorinnen in den letzten Jahren niederschlägt, zeichnen sich deutlich als Ansätze *innerhalb* der orthodoxen Kirche aus.

1994 entsteht das Women's Orthodox Ministries and Education Network (WOMEN) unter dem Vorsitz von Demetra Velisarios Jaquet. In den Statuten von WOMEN heisst es: «Wir bekennen unseren ausdrücklichen Glauben in Jesus Christus und in die Lehren unserer Kirche und bekräftigen, dass jede Person nach dem Bild Gottes geschaf-

fen ist und dazu berufen ist in die Ebenbildlichkeit Gottes hineinzuwachsen.»[28] Im Bewusstsein der theosis-Spiritualität ermutigt WOMEN Frauen in ihren vielfältigen Rollen und ihren Leitungsfunktionen in der Kirche, vernetzt Frauen verschiedener Jurisdiktionen, ermöglicht eine Plattform für Publikationen und koordiniert lokale und internationale Frauenkonferenzen. Im Sommer 2006 lud die Orthodox Fellowship St. John the Baptist unter dem Vorsitz von Bischof Kallistos Ware WOMEN zu einer gemeinsamen Konferenz unter dem Titel «Women and Men in the Church» in England ein. Ziel dieser kleinen, doch international besetzten Tagung war die Ausbreitung von WOMEN in Europa sowie die Planung konkreter Schritte zur Belebung der Diskussion um die Wiedereinführung des Diakonats für Frauen in England und Europa.[29]

theosis – Aufgabe für die Kirche heute

Die Leiter zwischen Himmel und Erde bleibt auch heute gespannt. Orthodoxe Tradition ist kein versteinertes Fossil, sondern muss je neu in die Realität der Zeichen der Zeit übersetzt werden. Der Weg der Vergöttlichung aller Getauften ist ins sakramentale und liturgische Leben der Kirche eingebettet, doch führt auch radikal in die Liturgie «nach der Liturgie», zur Verantwortung für die Schöpfung, zum politischen und sozialen Engagement für Menschen am Rand der Gesellschaft und zu einem radikalen Ernstnehmen der Stellung von Frauen in Kirche und Gesellschaft als Ikonen Gottes.

Antonia Michaela Himmel-Agisburg (1968), orthodox; Studium der Theologie und Germanistik in Wien und Graz, Religion and Gender Studies in Bristol; Mitgliedschaft in der ESWTR (Europäische Gesellschaft für Frauen in Theologischer Forschung) und bei WOMEN (Women's Orthodox Ministries and Education Network); Publikationen im Bereich Orthodoxie und Frauenforschung; arbeitet als Lehrerin und als Lektorin in Wien.

1) *Kallistos Ware, The Orthodox Church, London (1963) 1997, 21. Übersetzung aus dem Englischen von mir.*
2) *Athanasius, De Incarnatione 54:3, PG 25:192*
3) *In Auswahl: John Cullen: The Patristic Concept of the Deification of Man examined in the light of contemporary notions of the Transcendence of Man, D.Phil.thesis (unpubl.) Oxford 1985; John Meyendorff: Byzantine Theology. Historical Trends and Doctrinal Themes, New York 1979; John Zizioulas: Being as Communion. Studies in Personhood and the Church, Crestwood 1997.*
4) *In Auswahl: Elisabeth Behr-Sigel: The Place of the Heart. An Introduction to Orthodox Spirituality. With a contribution 'The Power of the Name: The Jesus-Prayer in Orthodox Spirituality' by Bishop Kallistos Ware of Diokleia, Torrance 1992; sowie: Elisabeth Behr-Sigel / Kallistos Ware: The Ordination of Women in the Orthodox Church, Geneve 2000.*
5) *Elisabeth Behr-Sigel 1992, 2. Übersetzung aus dem Englischen von mir.*
6) *Johannes Climacus: Klimax oder Die Himmelsleiter. Übersetzt von Georgios Mankedos, Athen 2000; vgl. auch: John Chryssavgis: John Climacus – From the Egyptian desert to the Sinaite mountain, Aldershot 2004.*
7) *4. Ode im Morgengottesdienst vom Donnerstag der Heiligen Woche – Gründonnerstag, in: Die Ostkirche betet. Übertragen aus dem griech. Originaltext des Triodion von Kilian Kirchhoff, 2. Aufl. Münster 1963, 387.*
8) *Orthodoxer Gottesdienst: Die Liturgie des heiligen Johannes Chrysostomos, übersetzt von A. Malcev, Fluhegg 1989.*
9) *Ware (1997), 236. Übersetzung aus dem Englischen von mir.*
10) *Kallistos Ware: How are we saved, Minneapolis 1996, 82. Übersetzung aus dem Englischen von mir.*
11) *Ebd. Übersetzung aus dem Englischen von mir.*
12) *Dieses Thema wäre sicher ein Anknüpfungspunkt zu den Anliegen des Ecofeminismus. So weit mir bekannt ist, gibt es dazu keine orthodoxen Beiträge von Frauen. Vgl.: Ursula King, Women and Spirituality. Voices of Protest and Promis, London (1989) 1993.*
13) *Vgl. dazu: Olivier Clément: The Roots of Christian Mysticism, 5. Aufl. London 1998.*
14) *Vesper am Fest der Verklärung des Herrn, in: Orthodoxer Gottesdienst Bd. X, vollst. Neuübersetzung des gesamten Festmenologions nach dem griech. Urtext von Sven Boenneke, Gersau 2000, 32.*
15) *In Auswahl: John Meyendorff: St. Gregory Palamas and Orthodox Spirituality, Crestwood 1974; Georgije Mantzaridis: The deification of Man: Saint Gregory Palamas and the Orthodox Tradition, Crestwood 1984; Gerhard Podskalsky: Religion und religiöses Leben im Byzanz des 11. Jahrhunderts OCP 57(371-397); The Philokalia, hrsg. und übers. aus dem Griechischen von G.Palmer, P. Sherrard und K. Ware, London (1984) 1995.*
16) *Kallistos Ware: 'The Power of the Name', in: Behr-Sigel 1992, 168. Übersetzung aus dem Englischen von mir.*
17) *Ebd. 167. Übersetzung aus dem Engischen von mir. Zur Diskussion des Jesusgebets und dem Personenbegriff in der theosis-Lehre im 20. Jhd. siehe auch: Nicholas Sakharov: I love therfore I am. The theological Legacy of Archimandrite Sophrony, Crestwood 2002. Vgl. auch: Archimandrit Sofronij: Sein Leben ist mein, Gersau 2004. Eine historische Darstellung aus ökumenischer Sicht bietet Rudolf Kempf: Damit der Mensch göttlich werde. Auf ostkirchlichen Wegen zum geistlichen Leben, Metzingen/ Württ. 2000.*
18) *Zur Biografie vgl.: Sergei Hackl: The Pearl of Great Price. The Life of Mother Maria Skobtsova, London 1981. Vgl auch: Antonia M. Himmel-Agisburg: ‚Wenn wir wahre Christen wären, würden wir alle den Stern tragen. Mutter Maria Skobtsova 1891-1945', in: Schlangenbrut 93/2006, 9-12.*
19) *Sergei Hackl 1981, 51. Übersetzung aus dem Englischen von mir.*
20) *Zu ihrem theologischen Werk vgl.: Mother Maria Skobtosvoa: Essential Writings, hrsg. von Jim Forest, New York 2003.*
21) *Ware 1997, 237. Übersetzung aus dem Englischen von mir.*
22) *Ebd. Übersetzung aus dem Englischen von mir.*
23) *Elisabeth Behr-Sigel, The Ministry of Women in the Church, Crestwood (1987)1999, 91. Vgl. dazu auch: K. Yokarinis: Patristische Elemente zu einer theologischen Anthropologie der Frau als Mensch und als Frau in ihrer Differenz zum Mann IKZ 2 (422) 1988, 175-23.*
24) *Ebd. 92. Vgl. dazu auch aus orthodoxer feministischer Sicht: Leonie Liveris: Ancient Taboos and Gender Prejudice. Challenge for Orthodox Women and the Church, Aldershot 2005.*
25) *Evangelos Theodorou: Die Tradition der orthodoxen Kirche in bezug auf die Frauenordination, in: Elisabeth Gössmann/ Dietmar Bader (Hg.): Warum keine Ordination der Frau? Unterschiedliche Einstellungen in den christlichen Kirchen, Freiburg 1987, 35. Vgl. dazu auch: Kyriaki Karidoyanes FitzGerald: Women Deacons in the Orthodox Church – Called to Holiness and Ministry, Brookline 1998, 202.*
26) *Orthodox Women – Their Role and Participation in the Orthodox Church. Report on the Consultation of Orthodox Women, Sept 11-17, 1976, Agapia Roumania, hrsg. von C. Tarasar / I. Kirillova, Geneve 1977.*
27) *Antonia M. Himmel-Agisburg, Ansätze zu einer orthodoxen Frauenbewegung, in: E. Synek (Hg.), Frauenrollen und Frauenrechte in der Europäischen Orthodoxie, Egling 2005 (Kanon XVII Jahrbuch der Gesellschaft für das Recht der Ostkirchen).*
28) *Mission Statement von WOMEN, www.orthodoxwomensnetwork.org/mission.cfm (konsultiert im August 2006). Übersetzung aus dem Englischen von mir.*
29) *www.orthodoxwomensnetwork.org/serving.cfm (konsultiert im August 2006).*

Unterwegs mit Jakob

Reisenotizen

Rosmarie Wipf

Eigentlich mag ich ihn nicht besonders, den Jakob.
Ein hinterlistiges, janusköpfiges Muttersöhnchen. Auf der einen Seite brav, angepasst, kriecherisch. Auf der anderen durchtrieben, fies, berechnend.

Vorbereitung

Und ich trete ein auf die Anfrage, mir als Theologin und Psychotherapeutin Gedanken über eben diesen Jakob zu machen, einen Artikel zu schreiben!
Da lauert sie schon wieder, die Ambivalenz! Jetzt aber bei mir: Ich ärgere mich. Über mich, über meine vorschnelle Zusage, mir so etwas aufzubürden! Wodurch nur lasse ich mich verführen zu der Auseinandersetzung mit dieser Patriarchen-Gestalt?
Ich ärgere mich. Über diesen Jakob, der sich wiederholt aalglatt durch die Schwierigkeiten des Lebens laviert. Und gleichzeitig packt mich die Frage, was denn die sonst so kritischen FAMA-Frauen an diesem Typ oder an dieser Geschichte derart begeisternd finden!
Ist es das softe Gehabe des Schleimschleichers, das die Frauen betört? Oder lassen sie sich vom Abenteuer-Groove in den Bann ziehen? Ich versteh's nicht.

Aufbruch

Da geht einer weg aus dem «Hotel Mama», weil er sich mit dem Bruder angelegt hat und weil Mami ihn auf Brautschau schickt. Mama sagt auch gleich noch, wo der Junge suchen soll, nämlich bei Verwandten. Damit alles übersichtlich bleibt. Und der Junge gehorcht! Macht sich schön brav auf den Weg.
Am Abend – vom Wandern müde – sucht er sich einen Schlafplatz. Er trägt weder sein eigenes Corpomed-Kissen noch ein Säckchen mit Agathabrötli auf sich, was erstaunt. So nimmt er mit einem Stein vorlieb. Damit wird er schon beinah zum Camel-Trophy-Crack!
Und dann träumt er! Vielleicht ist dies das Faszinierende: dass ein Mann überhaupt träumt! Jakob, der Träumer! Dass er den Traum ernst nimmt und ihn später vermutlich auch noch jemandem erzählt!
Ist ja auch ein steiler Traum: Der Traum vom Auf- und Abstieg! Nein, nicht von seinem natürlich! Von dem der Engel. Von himmlischen Wesen. Ein himmlischer Traum! Ein Karrieretraum sozusagen. Jakob sieht und hört, dass er zu Höherem berufen ist. Er träumt von der Karriereleiter! Von Erfolg! Die Vision einer Traumkarriere.
Vielleicht ist es aber auch einfach der erotische Traum eines auf Frauenfang fixierten jungen Mannes. Vielleicht wird ihm die selbstverständliche Lust, die ekstatische Freude an der eigenen Lebendigkeit zuteil. Vielleicht übt er sich schlicht in Selbstbefriedigung und hebt dabei ab. Abheben. Ekstase. In andere Welten schauen!

Frauenträume

Schauen … Ich blicke aus dem Fenster. Sehe kaum durch. Eine gründliche Reinigung wäre überfällig. Jakob schläft jetzt ohnehin. Ich kann also ruhig Lappen und Eimer holen und mich ans Putzen machen. Von aussen wachsen Clematis in den Fensterladen hinein. Müsste sie schneiden. Dazu bräuchte ich eine Leiter, nicht bis in den Himmel, nur ein paar Meter … So lehne ich mich aus dem Fenster und schneide eben, was möglich ist.
Eine Leiter müsste ich haben …
Wenn doch wenigstens eine Frau diesen Himmelsleiter-Traum geträumt hätte! Ruth oder Noemi oder Esther. Meinetwegen sogar Sarah! Die haben jedoch auch anderes zu tun, als von ihren Karrieren zu träumen …«There's a lady in black … and she's buying a stairway to heaven …» Alles wird zu Gold. Ganz alchemistisch. Aber die Lady von «Led Zeppelin» bezahlt ihre Drogen. Und sie weiss nicht, wie lange ihr der Blick in den Himmel vergönnt ist.
Derweil putze ich Fenster. Ist schon erstaunlich, was es ausmacht: die eine Hälfte trüb, verwischt, voller Staub und Fliegendreck. Die Welt erscheint wie im Nebel. Die andere Hälfte glasklar. Ich sehe beinah Rispen der Blätter an der Blutbuche gegenüber. Und die Umrisse der Wolken zeigen deutliche Bilder von Tieren und Pflanzen. Putzend entdecke ich meine Freude an allem, was wächst und kriecht und fliegt dort draussen.

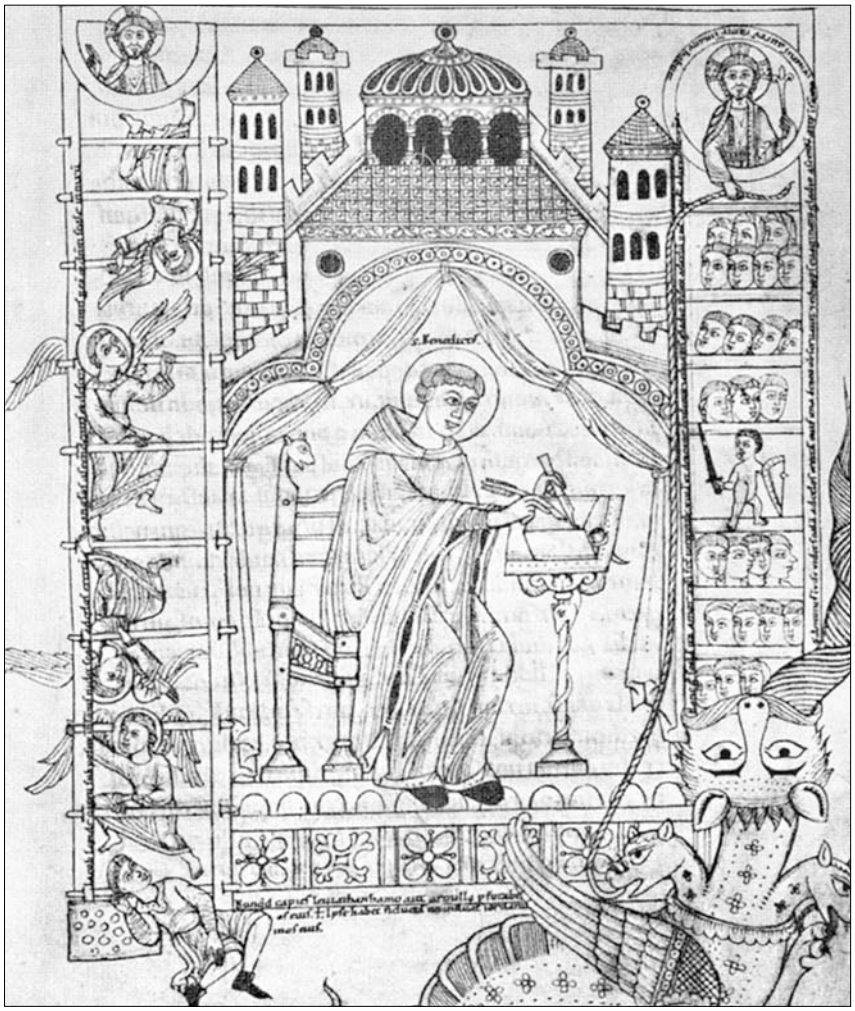
Spuren und Zeichen

Jakob campiert. Er findet Kontakt zu seiner Glücks-, ja Heils-Vision im Outdoor-Training.
Der Ursprung kapitalistisch-neoliberaler Management-Ausbildung? Überlebens-Übung als Grundlage für marktorientierten Lifestyle? Wem ein Stein als Kissen genügt, der beweist Kopfeshärte, Durchsetzungskraft, mentale Stärke.
Jakob auf jeden Fall weiss sich später gut durchzuschlagen, wenn es um Frauen- oder Viehhandel mit seinem Arbeitgeber und Verwandten Laban geht. Ergeben verdient er seine Jahre ab. Und clever revanchiert er sich beim Auszählen der Tiere. Er zahlt seinen Preis und kommt dabei sehr wohl auf seine Rechnung. An Selbstbewusstsein mangelt es ihm nicht.
Vielleicht müssten Frauen mehr Outdoor-Trainings absolvieren. Das scheint das Selbstwertgefühl merklich zu stärken.
Markieren da, wo übernachtet wurde. Spuren hinterlassen. Das Fähnlein stecken, wie Astronauten auf dem Mond. Ein sichtbares Zeichen setzen. Auf fremdem Terrain aufkreuzen und sagen, wie's geht. Eigenmächtig in aller Selbstverständlichkeit den Stein vom Brunnen heben, obwohl das ganz und gar nicht den örtlichen Gepflogenheiten entspricht. Schaut her: Jetzt komme ich! E arrivato Zampano!
Die Ermächtigung dazu schöpft Jakob aus dem Traum. Aus der sichtbar gewordenen Fährverbindung zwischen Erde und Himmel. Wer um die Korrespondenz der zwei Ebenen weiss, ist zu Grossem ausersehen.
Ich träumte vergangene Nacht.
Ich stehe am künstlich ausgehobenen Auensee und blicke in die hohen Bäume. Die Kronen wogen sanft im Wind und lassen die silberne Unterseite der Blätter wellenartig aufscheinen. Plötzlich fliegen zwei Eisvögel in ihrem türkisfarbenen Kleid heran. Sie ziehen ein paar Kreise und setzen sich dann nebeneinander auf einen Ast. Dort bleiben sie, hoch oben. Ich schaue lange zu ihnen auf – und erwache dabei. Unten.
Ein Glücksgefühl durchströmt mich.
Heute beim Joggen am Fluss, während ich an Weiden und Pappeln vorbeizog, tauchte dasselbe Gefühl wieder auf. Eisvögel sah ich keine.
Was heisst «zu Grossem ausersehen»? Erfolgreich und mächtig werden? Einflussreich? Begütert? Beliebt? Berühmt? Ein Stern hoch oben am Himmel?
Tanze mit mir in den Himmel hinein! In den siebenten Himmel der Liebe …

Visionen

Welches Ziel verfolgt Jakob eigentlich? Läuft er nicht im Grunde stets dem selben hinterher? Geht es nicht immer wieder um das Eine: um den Segen? Zuerst erschwindelt er ihn von seinem Vater. Dann erträumt er ihn unterwegs in die Fremde. Und schliesslich erkämpft er ihn auf seiner Heimkehr.
Ist das «das Grosse»? Das Gefühl, das, was ich tue, tue ich ganz und bin dabei in Ordnung. Im Frieden mit mir selbst. Und mit dem Leben. Dieses In-Einklang-Sein mit dem Ganzen des Lebens scheint Jakob im Traum auf. Wer hätte

nicht schon von diesem Gefühl geträumt? Wer hätte nicht schon bar jeden Zweifels durchs Leben gehen wollen? Wer hätte nicht schon sich danach gesehnt, in aller Ruhe sagen zu können: So wie es ist, ist es gut? Oder noch pointierter: So wie ich bin, bin ich in Ordnung?
Wer hätte nicht schon davon geträumt?
Wer hat nicht schon davon geträumt?
Endlich aufhören, hinter Anerkennung, Papieren, Akzeptanz, Legitimation und zu erfüllenden Bedingungen herzurennen!
Endlich den eigenen Fundus erkennen und nicht noch eine Weiterbildung durchstehen, und noch eine und noch eine …
Endlich es genug sein lassen … Innehalten. Pause. Stopp. Die Ebenen wechseln.
Jakob legt sich hin und schläft.
Da meldet sich bei mir doch wirklich leise Sympathie.
Er gibt die Kontrolle ab. Und lässt «es» geschehen. In der Ruhe fällt «es» ihm zu. Oder steigt «es» aus der Tiefe seiner selbst auf. Er weiss es. Hat es schon immer gewusst. Nur vergessen.
Und im Traum er-innert er sich. Wenn er aussen nichts mehr tut, er-innert er sich. Der Traum als Königs-Weg der Selbstwerdung.
Die Dan in Westafrika gehen zur Findung ihrer sozialen Rolle in die Wildnis und träumen: Sie träumen ihre Maske, die des Schmieds, des Feuerlöschers und andere. Dieser Bestimmung folgen sie dann, kehren zurück und nehmen die Rolle als Amt in der Lebensgemeinschaft an.
Eine Art Berufs-Wahl. Oder Berufs-Zuteilung. Identitätsstiftung. Eine Antwort auf die Frage: Was hat das Leben mit mir vor?
Im Traum versteht Jakob die Sprache des Lebens. Sie wird hörbar aus der Verbindung zwischen oben und unten. Eine neue Dimension des Lebens eröffnet sich. Menschen in vielen Kulturen deuten dieses zwischen oben und unten Erlauschte als Inbegriff spiritueller Erfahrung.
Ich öffne das mittlerweile beidseitig geputzte Fenster und beuge mich erneut weit hinaus. Eine Rabatte zieht sich dem Haus entlang. Rosen, Lavendel, Löwenmaul.
Und direkt unter mir, in leuchtend tiefem Blau steigt eine Himmelsleiter empor: Polemonium coeruleum. Die einzelnen Blüten ranken sich am zentralen Stengel hoch, wie Zirkusartisten am Seil. Und in jeder Blüte strahlt zuinnerst die gelbe Mitte. Als würde kraft dieser Mitte die Richtung des Wachstums bewahrt. Himmelwärts.
Jetzt bin ich also oben, gleichsam im Himmel ... und wende mich schmunzelnd dem zweiten Fenster zu.
Träumend Neuland betreten: Grenzen sprengen, Verbindungen herstellen zu ungeahnten Welten, fremde Räume erkunden, denkend, sinnend, ahnend, Wirklichkeiten erweitern. Bisher nicht Vorstellbares ausmalen. Sicheren, vertrauten Boden verlassen, aufbrechen zu neuen Ufern. Aus-wandern. Entdecken. Reise-Träume. Traumreisen. Traumziele. If you can dream it, you can do it!



Aufwachen und landen

Hätte doch wirklich eine Frau diesen Traum geträumt! Diesen Traum von Weite, Zuversicht, Weltaneignung. Diesen mächtigen, Macht-vollen Traum, der strotzt von Stärke und Selbstbewusstsein. If you can dream it, you can do it! Aber auch das sagen Männer … und schreiben ein Lehrbuch für Mentaltraining.
Wieder sticht mich Ärger! Das Gefühl beschäftigt mich hartnäckiger als Jakob selbst. Das wird jetzt offensichtlich. Dieser Jakob ist absolut nicht koscher und sein Gott verbündet sich mit ihm! Das ist es, was mir so sauer aufstösst. Ich fühle mich angegriffen in meinem Gerechtigkeitssinn. Ertappt in meiner Sehnsucht nach heiler Welt, nach Auflösung aller Widersprüche, nach kindlich-himmlischer Harmonie.
Aber so ist das Leben nun mal nicht.
Es ist manchmal unverständlich, ungerecht, brutal, ganz und gar nicht rund. Eine Abfolge von Schwierigkeiten und dazwischen beglückenden Momenten. Es gilt Abschied zu nehmen von diesen meinen Himmels-Träumen und zu landen auf dem oft harten, gleichzeitig so bunten Boden der Wirklichkeit.
Inzwischen ziehen dicke dunkle Wolken am Himmel auf. Fenster putzen soll man sowieso nicht bei Sonnenschein. Also weiter mit meinem superantistatischen Tuch Scheibe um Scheibe trockenreiben! Auf und ab, auf und ab. Einzelne Spuren des Alters lassen sich nicht entfernen. Das Glas zeigt seine eigenen Bewegungen, die sich meinem Einfluss entziehen. Noch einmal über den Rahmen fahren, das Werk betrachten. Zufrieden schliesse ich Vor- und Innenfenster.
In diesem Augenblick fallen die ersten Regentropfen.
Nein, ich mag ihn trotz allem nicht besonders, den Jakob.
Am ehesten noch, wenn er schläft.

Rosmarie Wipf ist Psychotherapeutin SPV, Gestalttherapeutin FPI / Theologin. Arbeit in eigener Praxis: Therapie, Beratung, Supervision, Coaching, Weiterbildungen, Teamentwicklung.

Literatur

Neuerscheinungen

Bärbel Fünfsinn (Hg.), Kuñaite – Mujer – Frau. Liturgische, poetische und theologische Texte von Frauen aus Lateinamerika. Nordelbisches Zentrum für Weltmission und Kirchlichen Weltdienst 2006.
In der vorliegenden Textsammlung wechseln Gebete, in denen Gott gelobt und angeklagt wird, mit Glaubensbekenntnissen und Gedichten, in denen Alltagserfahrungen und Theologie sich mischen. Das Buch kostet 5 Euro und ist zu beziehen unter info@nmz-mission.de.

Hanna Strack, Die Frau ist Mitschöpferin. Eine Theologie der Geburt, Christel Göttert Verlag, Rüsselsheim 2006.
Hanna Strack setzt die Wichtigkeit der Geburt an die Stelle der bisherigen Fixierung auf die Sterblichkeit und gibt dem schöpferischen Prozess des Gebärens seine spirituelle Bedeutung wieder.

Brigitte Enzner-Probst/Getraud Ladner (Hg.), FrauenKirchenKalender 2007, Claudius Verlag 2006.
Der FrauenKirchenKalender ist der spirituelle Begleiter für jeden Tag. Er verbindet kraftvolle Gebete, ermutigende Segensworte, biografische Texte und Bibelleseplan mit Hinweisen zu Feiertagen sowie Sonnen- und Mondkalender.

Farideh Akashe-Böhme, Sexualität und Körperpraxis im Islam, Brandes & Aspel, Frankfurt 2006.
Dieses Buch ist ein Plädoyer für Aufklärung und die Entwicklung eines Reformislam. Die Existenz des Islam in Europa hängt von der Anerkennung des Laizismus und der allgemeinen Menschenrechte ab.

Feministisch predigen.
Auf einer CD-ROM findet sich zu jedem Sonn- und Feiertag des kommenden Kirchenjahres ein Entwurf eines Gottesdienstes mit Predigt zur Perikopenordnung der evangelischen Kirche. Im Anhang gibt es ausgewählte Frauengottesdienste und andere Bausteine in der Fundgrube.
Kosten der CD-ROM: 25 Euro (Kosten für die Papierordnerausgabe: 50 Euro).
Das Bestellformular für die im November erscheinende Ausgabe für 2006/2007 kann unter www.feministisch-predigen.de/ heruntergeladen werden.

Romie Lie, Rote Fische am westlichen Himmel. Gedichte. Originalholzschnitte von Gerhard S. Schürch. Atelier und Editions Dendron, Chabrey 2006.
In diesem dritten Lyrikband sind Gedichte vereint, die Romie Lie aus der Kraft des Gehens, des kontemplativen Unterwegsseins geschrieben hat. Sie ist einerseits eine aufmerksame und kritische Beobachterin und Betrachterin dessen, was am Wegrand blüht, was sich am Himmel abspielt; sie ist anderseits hellsichtig und feinhörig für das, was innen im Menschen geboren wird, wächst, leidet, stirbt und aufersteht, und sie weiss Geschautes und Gehörtes zur Sprache zu bringen.

Renate Metzger-Breitenfellner/Jutta Vogel, Das Leben kann nicht warten. Junge Frauen aus Srebrenica. Neun Porträts, Luzern 2006.
Renate Metzger-Breitenfellner erzählt einfühlsam die Lebensgeschichten junger Frauen aus Srebrenica, schildert deren Schicksal, ihre Träume und Ängste nach einem brutalen Krieg, in einer harten Wirklichkeit. Die eindrücklichen Fotografien in Schwarzweiss von Jutta Vogel eröffnen einen eigenen Zugang zu den portraitierten Frauen. Das Vorwort der bosnischen Schriftstellerin Safeta Obhodjas und der Text «Srebrenica im Schatten von Krieg und Politik» der Wiener Publizistin Christine von Kohl stellen die neun Portraits in einen grösseren Zusammenhang und beleuchten die politische Situation in Bosnien und Herzegowina.

Buchbesprechung

Doris Strahm/Manuela Kalsky (Hg.), Damit es anders wird zwischen uns. Interreligiöser Dialog aus der Sicht von Frauen, Ostfildern 2006.
Der gesellschaftliche Horizont der Artikel in diesem Band ist die Wiederkehr des Religiösen in einem säkularisierten und entkirchlichten Europa und weltweit spätestens seit den Ereignissen des 11. September 2001.
Der Band ist in vier Teile gegliedert. Der erste unter dem Titel *Dialog – Begegnung – Interreligiöse Kommunikation* definiert anhand der Ergebnisse zweier Projekte die Rahmenbedingungen für einen gelingenden interreligiösen Dialog. Beachtung verdient in diesem Zusammenhang das Projekt «Sarah-Hagar» in Berlin, welches die rein interreligiöse Dimension sprengt und sowohl religiös als auch politisch engagierte Frauen miteinander ins Gespräch bringt. Als Ort des Einübens von respektvollem Umgang mit der je Anderen ist diese Initiative ein Beispiel eines Dialogs unter Gestalterinnen der Zivilgesellschaft.
Im zweiten Teil mit dem Titel *Religiöse Identitätsfindung in pluralistischen Gesellschaften* schildern je eine Vertreterin der drei monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam die Suche nach einer religiösen Identität im europäischen Kontext. Interessant dabei sind die je eigene Herangehensweise und der persönliche Zugang zu diesem Thema.
Der dritte Teil unter dem Titel *Migrantinnen, Religion und Gesellschaft* nimmt das Thema der Migration in den Fokus. Darin kommen sowohl die emotionsgeladene Kopftuchdebatte zur Sprache, wie auch die interessengeleitete Wahrnehmung von Migrantinnen. Ergänzt wird dieser Teil durch einen Briefwechsel zwischen einer Christin und einer Muslimin zum Thema *Verschleiern und Entschleiern*.
Der letzte Teil, wie mir scheint der zukunftweisende, unter dem Titel *Nachdenken über Religion und Ethik. Das gute Leben für alle – ethischer Horizont für den interreligiösen Dialog?* ist die Dokumentation eines gemeinsamen Suchprozesses einer muslimischen Islamwissenschaftlerin, einer jüdischen Religionspädagogin und einer christlichen Theologin entlang der Frage nach den Voraussetzungen für ein friedvolles und gerechtes Zusammenleben in unseren multireligiösen und pluralistischen Gesellschaften. Die Beteiligten kommen im Verlaufe ihres Gesprächs zu der Überzeugung, dass interreligiöser Dialog als Einübung in eine Praxis der Anerkennung des/der Anderen eine Basis sein kann für die Einmischung in gesellschaftliche Debatten angesichts der drängenden Probleme in einer globalisierten Welt. Die drei Frauen kommen dann zum Schluss, dass es neben dem *inter-* ebenso den *inner*religiösen Dialog braucht. Das allen drei Religionen zu Grunde liegende Konzept der Gerechtigkeit soll vom Ort jener her definiert werden, welche marginalisiert werden; das sind innerhalb der Religionen vor allem Frauen. «Gutes Leben für alle» ist demnach ein ethisches Konzept, welches den abstrakten Begriff der Gerechtigkeit auf den Boden holt.
Diese Publikation gibt einen breiten Überblick über die aktuelle Diskussion vor allem im deutschsprachigen Bereich und ist ein Lichtblick in einer Zeit, wo der interreligiöse Diskurs in den Medien von Männern dominiert wird und im neu konstituierten «Rat der Religionen» allein Männer das Sagen haben.

Esther Gisler

Verabschiedung der scheidenden Redaktorinnen

Abschied von der FAMA

Nicht ganz, aber fast das halbe Leben begleitete uns – Doris, Li, Monika und Silvia – die FAMA. Als junge Frauen um die Dreissig hatten wir das feministisch-theologische Zeitungsprojekt 1985 zu acht mit viel Begeisterung gestartet. Redaktionssitzungen bei den einzelnen zuhause, Befindlichkeitsrunden mit persönlichen Auf und Ab's, Wochenenden zur Themenfindung und Teambildung, spannende und auch kontroverse Themen-Diskussionen, aufwändige Redaktionsarbeit und Korrekturlesen – all dies war 22 Jahre lang ein wichtiger Bestandteil unseres Lebens. In diesen Jahren wurden Kinder geboren und grossgezogen, Ehen geschlossen, andere geschieden, unterschiedliche berufliche Laufbahnen eingeschlagen, Weiterbildungen gemacht und Dissertationen geschrieben. Bei allen Veränderungen beruflicher und persönlicher Art blieb die FAMA eine Konstante in unseren Leben. Keine von uns vier konnte sich vorstellen, die FAMA wirklich aufzugeben, auch wenn der Gedanke daran in Stress-Zeiten, die sich mit der Zeit häuften, etwas Verlockendes hatte.

Nun, auf Ende 2006, haben wir das lange Unvorstellbare beschlossen: Wir verlassen das FAMA-Redaktionsteam. Nicht allen fällt dieser Schritt gleich leicht, und wie so vieles im Leben war es keine geplante Sache. Der angekündigte Ausstieg einer von uns Gründerinnen hat den Stein ins Rollen gebracht. Irina, eine der jüngeren Kolleginnen im Team, hat sich daraufhin ebenfalls entschieden, die FAMA aufzugeben, um neben ihrer Erwerbsarbeit ihre Dissertation fertig zu schreiben. Auch die drei anderen Gründungsfrauen gestanden sich ihre zunehmenden Ermüdungserscheinungen ein – denn schliesslich sind wir inzwischen alle fast oder über fünfzig Jahre alt und unsere Ressourcen nicht mehr unerschöpflich. So kam es, dass fünf der bisher neun Redaktorinnen nach längeren Diskussionen im Team entschieden, auf Ende dieses Jahres aus dem FAMA-Redaktionsteam auszutreten. Für die vier verbleibenden jüngeren Kolleginnen war dieser Entscheid natürlich zunächst ein Schock. Doch nach dem ersten Schrecken haben sie auch die Chance erkannt, die im Weggang der «alten» Gründerinnen liegt. Sie können nun die FAMA nach ihren Vorstellungen gestalten und mit der Hilfe von jungen Theologinnen vielleicht neu auch eine andere Generation ansprechen. Wir wissen die FAMA bei ihnen in guten Händen. Und dass sie bereits neue Redaktorinnen gefunden haben, die mit ihnen das Zeitungsprojekt FAMA weiterführen wollen, erleichtert uns das Weggehen enorm.

So verabschieden wir uns von unseren treuen Leserinnen und Lesern: mit etwas Wehmut, mit grosser Dankbarkeit, dass Sie uns so lange die Treue gehalten haben, und mit dem Wunsch, dass Sie der FAMA und ihren Macherinnen weiterhin verbunden bleiben.

Doris Strahm

Wünsche der scheidenden Redaktorinnen an die FAMA

«Meine Wünsche an das neue Team und an die Zeitschrift: Möge sich das gemeinschaftliche Nachdenken an den Redaktionssitzungen weiterhin als spannende und lustvolle Sache erweisen und mögen die einzelnen Themennummern **f**antasievoll, **a**nregend, **m**utmachend und **a**lternativ (im besten Sinn!) bleiben.» *(Irina Bossart)*

«Ich wünsche der FAMA, dass sie, gemäss ihrem Ruf, niemals einschläft, sondern immer ein Auge und ein Ohr offen hat, um nichts zu verpassen, und nicht aufhört, die Botschaft der Feministischen Theologie von allen Türmen und Dächern zu posaunen.»

(Li Hangartner)

«Ich wünsche den FAMA Redaktorinnen genug LeserInnen, die Lust am Denken und an der Sprache haben, die mit Appetit die Schränke alter theologischer Traditionen auftun und zur Freude vieler neue Gerichte kreieren.»

(Monika Hungerbühler)

«Was ich der FAMA wünsche? Weiterhin neugierige Leserinnen, die interessiert sind am Denken, Phantasieren, Wünschen und Handeln, und für die Teamfrauen, dass die Arbeit an der FAMA ein intellektuelles Vergnügen bleibt.» *(Silvia Strahm Bernet)*

«Ich wünsche der FAMA, dass sie weiterhin feministisch-theologischen Themen Gehör verschafft, die quer stehen zum kirchlich und gesellschaftlich verordneten Denken und kreative Spiel- und Handlungsräume auftun, und dass sie vermehrt auch junge Querdenkerinnen als Leserinnen gewinnen kann.»

(Doris Strahm)

Ende einer Ära

Eine Ära geht zu Ende. Fünf FAMA-Redaktorinnen schliessen ihre Redaktionsarbeit mit dieser Ausgabe der FAMA ab. Irina Bossart, Li Hangartner, Monika Hungerbühler, Doris Strahm und Silvia Strahm Bernet.

Bis auf Irina Bossart gehören sie alle zu den Gründerinnen der FAMA, das heisst, dass sie seit mehr als zwanzig Jahren die FAMA gestaltet und geprägt haben; und zwar in jeder Hinsicht: in der Planung und Konzeptionierung der einzelnen Hefte, in der Gestaltung der FAMA (legendär sind die Berichte über das FAMA-Kleben in der vordigitalisierten Welt), im Schreiben von eigenen Artikeln und nicht zuletzt darin, dass es ihnen gelungen ist, immer wieder neue Frauen für die FAMA-Redaktion zu gewinnen und sich für diese menschlich und feministisch-theologisch zu öffnen. Auch wenn sie jetzt zur gleichen Zeit in der direkten Redaktionsarbeit der FAMA aufhören, wäre es nicht angebracht, sie einfach gemeinsam zu würdigen. Zu unterschiedlich und eigenständig haben sie die FAMA geprägt.

Li Hangartner, engagiert im Aufbau der Frauenkirche Luzern und im Romero-Haus, brachte den befreiungstheologischen, am Ausgleich zwischen Nord und Süd orientierten Horizont mit grosser Beharrlichkeit, Wärme und immer wieder erstaunlicher Hoffnung in die Diskussionen ein. Spürbar berührt, ins Denken gebracht und motiviert von vielen Frauen und Männern, denen sie sich verbunden weiss. So gehörte es auch zu ihren Stärken, innerhalb der FAMA-Redaktion eine redliche, offene, aneinander interessierte Gesprächskultur zu leben.

Silvia Strahm Bernet, die zweite Luzernerin, wird vielen Leserinnen mit ihren brillanten, witzigen, quer denkenden Glossen in Erinnerung bleiben. Als grosse, immer wieder neugierige Leserin von unglaublich vielen verschiedenen literarischen Gattungen – kein Wunder ist sie beruflich den Weg aus der Kirche in eine Bibliothek gegangen – trug sie wesentlich dazu bei, dass die Themen in der FAMA vielfältig und originell behandelt wurden.

Monika Hungerbühler, heute auf der Frauenstelle der katholischen Kirche in Basel-Stadt tätig, beeindruckte durch ihre Hartnäckigkeit, klassische kirchliche Traditionen und Themen wie die Eucharistie, Maria mit ihrem Sternenmantel und andere feministisch kritisch gegen zu lesen und sie auf ihren Gewinn für heutige Frauen abzuklopfen. Alltagsnähe, Relevanz für Mütter, Väter, Kinder und andere schräge Vögel, Glaubwürdigkeit, Verständlichkeit und

dann doch wieder Respekt vor dem Geheimnis des Lebens und des Glaubens brachte sie in die Gespräche und in ihre geschriebenen Beiträge ein.
Doris Strahm, seit mehr als zwanzig Jahren wissenschaftlich feministisch-theologisch tätig, als Dozentin, als Herausgeberin und als Autorin, frei schaffend: Sie brachte Substanz, Nachdenklichkeit, Genauigkeit und sehr viel Verständnis und Empathie für viele verschiedene Lebensrealitäten in die Zeitschrift FAMA und in das Team der FAMA-Redaktorinnen. Es ist zu einem guten Teil ihr Verdienst, dass die FAMA feministisch-theologisch aktuell geblieben ist, keine Angst hatte vor neuen Fragestellungen und vor neuen, jüngeren Generationen von feministischen Theologinnen. Auch als Präsidentin des Christlichen Friedensdienstes cfd wird sie der FAMA verbunden bleiben.
Irina Bossart kam vor sechs Jahren zur FAMA. Als Historikerin und Theologin, die nach der Erstausbildung Handarbeit unterrichtete, reformiert und katholisch geprägt, ungebunden, engagiert bei vielen Projekten wie Frauenstadtrundgängen und als Religionslehrerin hat sie Leidenschaft, Spielerisches und zugleich sehr Nachdenkliches in die FAMA gebracht.
Wir verbleibenden FAMA-Redaktorinnen danken sehr, sicher auch im Namen der FAMA-Leserinnen, und wir freuen uns, dass uns die fünf Redaktorinnen als Autorinnen für die FAMA nicht verloren gehen. Die erste FAMA im Jahr 2007 wird von einem veränderten Redaktionsteam gestaltet werden, das wir im nächsten Forum vorstellen werden: wieder ökumenisch, wieder vielfältig, immer noch und immer neu feministisch-theologisch.

Jacqueline Sonego Mettner

Berichte

Feministisch predigen

Was eigentlich ist eine feministische Predigt? Diese Frage war Thema einer Tagung, die vom 10.–11. September 2006 im Ev. Tagungs- und Studienzentrum Boldern stattfand. Die Tagung war eine Kooperation zwischen der IG Feministischer Theologinnen, der Aus- und Weiterbildung der Pfarrerinnen und Pfarrer und Boldern. Zusammen kamen 25 feministische Theologinnen, darunter katholische wie auch reformierte Frauen.
In ihrem Einstiegsreferat beschrieb Brigitte Becker (Pfarrerin und Lektorin der feministischen Predigtreihe in Deutschland) das Handlungsfeld, in dem eine feministische Predigt entsteht. Becker forderte die Teilnehmerinnen auf, über das spezifisch «Feministische» in ihrer eigenen Predigtpraxis nachzudenken. «Was ist eigentlich mein feministisches Credo, meine Hermeneutik, mit der ich die Welt lese?» Es sei wichtig, sich über diese Frage immer wieder klar zu werden jenseits der oft klischeehaften Vorstellungen von dem, was «Feminismus» bedeutet. Gleichzeitig lohne es sich, die Klischees zu prüfen, die die Predigerinnen selbst über ihre ZuhörerInnen mit sich herumtragen. Durch die Arbeit an Bibeltexten und Predigtentwürfen wurde das Thema in verschiedenen Workshops vertieft. Viele Frauen nutzten die besondere Gelegenheit, im Kreis feministisch orientierter Kolleginnen die eigene Predigtpraxis zu reflektieren. Die Workshops wurden von Brigitte Becker, Elisabeth Grötzinger und Franziska Loretan-Saladin geleitet. Am Abend wurde über die Frage nachgedacht, wie «feministisch» über «Männergeschichten» gepredigt werden kann. Was macht der feministische Blick mit Erzählungen wie der von Kain und Abel? Gegen Ende der Tagung formulierten die Teilnehmerinnen, was für sie feministisch predigen bedeutet. Eine Kleingruppe entwickelte die folgende Definition: «Feministisch Predigen zielt darauf ab, die Lebensmöglichkeiten von Frauen und Männern zu erweitern und auf ein menschenfreundliches (Zusammen)Leben hinzuarbeiten.»

Tania Oldenhage und Monika Frieden

Hinweise

Offene Kirche – Aufruf zur Unterstützung

Seit 1970 gibt es OFFENE KIRCHE – ein ökumenisches Forum. Offen für kritische Leserinnen und Leser. Offen für Menschen, die unterwegs sind – innerhalb und ausserhalb kirchlicher Strukturen. Offen für eine gelebte Ökumene und eine befreiende Theologie. Offen für sozialpolitische und ökologische Probleme. Die Zeitschrift erscheint drei bis vier mal im Jahr. Mit ihren Schwerpunktthemen eignet sie sich auch als Arbeitsgrundlage für Erwachsenenbildung, Gruppen, Pfarreien und Kirchgemeinden.
OFFENE KIRCHE hat zur Zeit etwas über 400 Abonnemente und finanziert sich ausschliesslich darüber. Durch den Verlust von jährlich etwa 30 AbonnentInnen können mit der jetzigen Auflage nur noch zwei Ausgaben im Jahr produziert werden. Mit hundert zusätzlichen Abonnements à Fr. 30.– könnte die Herausgabe 2007 gesichert werden.
Für Abonnemente und Werbenummern: alois.studerus@bluewin.ch.

4. Schweizer Frauensynode in der Urschweiz

«Arbeitstitel: Heimat». Von Heimatklang bis Heimatabschaffungsinitiative – Eine Reise.
Samstag, 22. September 2007
Nähere Informationen unter www.kirchen.ch/frauensynode.

Förderpreis der Marga Bührig-Stiftung für feministisch-befreiungstheologische Arbeiten

Im Herbst 2007 wird wiederum der Förderpreis der Marga Bührig-Stiftung vergeben. Die Stiftung möchte Theologinnen und Wissenschaftlerinnen aus verwandten Gebieten unterstützen, die sich mit Themen und Methoden der feministischen Befreiungstheologie auseinandersetzen und diese in der Praxis umsetzen. Durch die Preisverleihung sollen kreative und eigenständige Arbeiten gefördert und bekannt gemacht werden.
Publizierte Arbeiten, die nicht älter als zwei Jahre sind, sowie noch nicht veröffentlichte Arbeiten können bis 10. Februar 2007 bei der Präsidentin des Stiftungsrates eingereicht werden.
Für nähere Auskünfte über Anforderungen und Formalien wenden Sie sich an die Präsidentin, Elisabeth C. Miescher, Rütiring 105, CH-4125 Riehen, Tel. 0041 61 601 71 00; ec.miescher@bluewin.ch.

Die FAMA-Frauen gratulieren ihrer Kollegin Doris Strahm

Am 20. Oktober 2006 wurde Doris Strahm anlässlich des 20-jährigen Bestehens der «European Society of Women in Theological Research» (ESWTR) von der Schweizer Sektion geehrt. Die ESWTR ist mit 700 Mitgliedsfrauen aus ganz Europa die grösste und wichtigste europäische Vereinigung von theologischen Forscherinnen. Doris Strahm wurde für ihr Engagement für die ESWTR geehrt – sie war als Kassierin im Gründungsvorstand und hat die Vereins- und Finanzstrukturen mit aufgebaut und von 1986-1992 als Schweizer Kontaktfrau den Aufbau der Schweizer Sektion in die Wege geleitet. Sie wurde aber auch für ihren Beitrag zur feministischen Forschung gewürdigt: Sie hat sich nicht nur erfolgreich für die Institutionalisierung feministischer Theologie an der Theologischen Fakultät Luzern eingesetzt, sondern mit ihren Forschungen zur feministischen Theologie und Christologie von Frauen aus Asien, Afrika und Lateinamerika und ihrer jüngsten Publikation zum interreligiösen Dialog aus der Sicht von Frauen den Horizont europäischer feministischer Theologie geweitet auf andere kulturelle und religiöse Kontexte hin. Wir gratulieren unserer FAMA-Kollegin Doris Strahm herzlich zu dieser Ehrung. Ebenso gratulieren wir Ina Praetorius, Regula Strobel, Isabelle Graesslé, Walter Kirchschläger und der Marga Bührig-Stiftung, die ebenfalls für ihr Engagement für die feministische Theologie – innerhalb und ausserhalb der ESWTR – geehrt wurden.

Das FAMA-Team

Impressum

Herausgeber:
Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:
Irina Bossart, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Susanne Schneeberger Geisler, Bern
Jacqueline Sonego Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Möriken
Tania Oldenhage, Boldern

Administrations- und Redaktionsadresse:
Verein FAMA
c/o Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

Layout:
Claudia Wälchli, MediaDesign, Bern

Druck:
Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:
Normalabo: Fr. 26.–
GönnerInnenabo Fr. 40.–
Auslandabo: Fr. 29.–/Euro 19.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 7.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:
Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43
9247 Henau

AZB 9247 Henau

Inhaltsverzeichnis 4/06

Editorial (Silvia Strahm Bernet) 2
Traumhaft (Bea Wyler) 3
Jakobs Traum und die Frauen (Jacqueline Sonego Mettner) 5
Der Traum vom offenen Himmel (Li Hangartner) 7
Bild(w)orte (Irina Bossart) 9
«Gott wurde Mensch, damit wir Gott werden» (Antonia-Michaela Himmel-Agisburg) 12
Unterwegs mit Jakob (Rosmarie Wipf) 15
Literatur 16
Forum 17

Bildnachweis

Das Titelbild stellt die Tugendleiter aus dem Hortus Deliciarum, einem Manuskript aus dem 12. Jh. dar; die restlichen Bilder stammen allesamt aus mittelalterlichen Quellen, die sich mit dem Thema Himmelsleiter und Aufstieg bildlich auseinandersetzen.

Geschenktipp für Weihnachten

«Wir leben vom Glanz» – Frauenkalender 2007
Hrsg. Simone Burster u.a., Format 24 x 31,5 cm, Sfr. 36.80.
«Wir essen Brot, aber wir leben vom Glanz», schrieb Hilde Domin.
Der neue Frauenkalender lenkt den Blick auf Momente und Erfahrungen im Leben von Frauen, die voller Glanz sind: ausserordentliche, scheinbar alltägliche, freudige, traurige. Der Kalender entfaltet die Themen «Feiern», aber auch Anlässe und wichtige Ereignisse aus Jahreskreis und Kalenderjahr haben ihren Platz. Woche für Woche legen namhafte Autorinnen mit Gedichten, Geschichten, Gebeten, Informationen und inspirierenden (kurzen) Texten eine spirituelle Spur durch das Jahr.
Der Kalender ist nicht nur anregend, sondern auch wunderschön gestaltet!

Hinweis

Gratwanderung – zwischen westlicher Zivilisation, islamischer Tradition und Emanzipationsbewegung
Filmseminar mit Hatice Ayten, Regisseurin aus Duisburg, Samstag, 3. Februar 2007, 9.30 bis 17.00 Uhr im RomeroHaus Luzern. Informationen: www.romerohaus.ch; info@romerohaus.ch

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Das Thema der nächsten Nummer: **Burn-on**

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Irina Bossart, Altkircherstr. 30, 4054 Basel
Li Hangartner, Sternhalde 12, 6005 Luzern
Antionia-Michaela Himmel-Agisburg, Dürauergasse 14/3/9, A-1170 Wien
Jacqueline Sonego Mettner, Kirchweg 3, 8124 Maur
Silvia Strahm Bernet, Klosterstr. 11, 6003 Luzern
Rosmarie Wipf, Hintere Vorstadt 16, 5000 Aarau
Bea Wyler, Zentralstr. 44, 5430 Wettingen